

Zeitschrift für die Fächer Latein und
Griechisch an Schulen und Universitäten

FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

1/2016

	Editorial	3
Friedrich Maier	Grenzenlose Menschlichkeit? Humanität eine pädagogische Herausforderung	4
Axel Schönberger	Zur Aussprache, Schreibung und Betonung des Lateinischen	12
Christoph Wurm	Rom und Britannien im Cymbeline Ein Beitrag zum Shakespeare-Jahr 2016	18
Michael Lobe	Platon im Kuhstall oder: Ein Affe als Aufklärer Versuch über Michael von Albrechts „Memoiren eines Affen“	22
Wolfgang J. Pietsch	Die wiederbelebten Nemeischen Spiele	29
	Personalien	32
	Zeitschriftenschau	33
	Besprechungen	40
	Varia	56
	Adressen der Landesverbände	58

Deutscher Altphilologenverband

Die einzige zweisprachige Ausgabe

Die Vögel, 414 v. Chr. in Athen aufgeführt, gehören zu den heute meistgelesenen antiken Komödien. Niklas Holzberg erschließt dem Leser in dieser einzigen erhältlichen zweisprachigen Ausgabe das Original.

Übers. und Hrsg.: Niklas Holzberg
197 S. · ISBN 978-3-15-019356-3 · € 6,00

Aristophanes
Die Vögel
Griechisch/Deutsch

Reclam

NEU

Reclams Rote Reihe

Ausgewählte Texte im lateinischen Original, mit praktischen Übersetzungshilfen und Informationen zu Autor und Werk.

Ovid
Metamorphoses

Reclam Fremdsprachentexte

Ausw. und Hrsg.: E. Hübner
144 S. · € 4,80
ISBN 978-3-15-019781-3

Gaius Iulius Caesar
De bello Gallico
Der Gallische Krieg

Reclam Fremdsprachentexte

Ausw. und Hrsg.: G. Nöhring
141 S. · € 4,80
ISBN 978-3-15-019783-7

Wir informieren Sie gerne über unsere speziellen
Bezugsbedingungen für Lehrer.
Tel.: 07156-163155 | E-Mail: lehrerservice@reclam.de

Reclam

Editorial

Dieses Heft erscheint kurz vor dem 33. Bundeskongress des Deutschen Altphilologenverbandes, der erstmals an der Humboldt-Universität zu Berlin stattfindet. Es ist nach 1953, 1968 und 1992 der vierte Berliner Kongress, zu dem alle Mitglieder des DAV und Förderer der klassischen Sprachen eingeladen sind. Das Heft bietet sowohl grundsätzliche als auch sprach- und literaturgeschichtliche Anregungen. Der Aufsatz des Sprachwissenschaftlers AXEL SCHÖNBERGER stellt die inzwischen verbreitete Gewissheit hinsichtlich der lateinischen Aussprache wieder in Frage und wird sicher zur Diskussion anregen. – Für mich ist dies das 100. und zugleich letzte Heft des FORUM CLASSICUM, das ich als Schriftleiter betreue. Diese Tätigkeit habe ich 1991, genau vor 25 Jahren, von Dr. RAINER NICKEL übernommen. Ich danke dem Ehrenvorsitzenden des

Verbandes, Herrn Prof. Dr. FRIEDRICH MAIER, für seine herzlichen, anerkennenden Worte (hier abgedruckt in der Rubrik „Personalien“, S. 32) und freue mich, diese Aufgabe nunmehr an ein erheblich jüngeres Redaktionskollegium weitergeben zu können, zu dem zwei sehr aktive frühere Bundesvorsitzende des Verbandes gehören: Prof. Dr. STEFAN KIPF und OstD HARTMUT LOOS. Ich wünsche dem neuen Redaktionsteam, dem Vorstand und der Vertreterversammlung des Verbandes sowie allen Kongressteilnehmern weiterhin viel Erfolg bei der fachwissenschaftlichen, didaktischen und bildungspolitischen Vertretung der Fächer Latein und Griechisch in Schule und Universität. *Quod bonum, faustum, felix fortunatumque sit.*

ANDREAS FRITSCH

Impressum

ISSN 1432-7511

59. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im FORUM CLASSICUM veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.altphilologenverband.de>

Herausgeberin: Die Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes: <https://www.altphilologenverband.de>
Univ.-Prof. Dr. Sabine Vogt, Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Institut für Klassische Philologie und Philosophie, An der Universität 5, 96047 Bamberg, Tel. 0951-863-2129, E-Mail: sabine.vogt@uni-bamberg.de

Schriftleitung: Prof. Andreas Fritsch, Univ.-Prof. a. D., Freie Universität Berlin, Institut für Griechische und Lateinische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin (Privatanschrift: Wundtstr. 46, 14057 Berlin); E-Mail: classics@zedat.fu-berlin.de

Die **Redaktion** gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:
StRin Bärbel Flaig, Anton-Sommer-Straße 41, 07407 Rudolstadt, litterae26@aol.com
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:
StD Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen, monikaunddietmar@gmx.de
4. Zeitschriftenschau:
Dr. Roland Granobs, Nordhauser Str. 20, 10589 Berlin, granobs@aol.com,
StD Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin, Josef.Rabl@t-online.de

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt. – **Bezugsgebühr:** Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist (**Wichtiger Hinweis** zur Mitgliedschaft, Adressenänderung usw. am Schluss des Heftes). Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 16,50; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 5,20 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

C. C. Buchner Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: StD Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: mail@ruediger-hobohm.de

Anzeigenverwaltung: Franziska Eickhoff, M. A., Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Seminar für Griechische und Lateinische Philologie, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg, E-Mail: franziska.eickhoff@altphil.uni-freiburg.de

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Spörerauer Straße 2, 84174 Eching/Weixerau, E-Mail: info@boegl-druck.de

Grenzenlose Menschlichkeit?

In memoriam Klaus Westphalen

Humanität eine pädagogische Herausforderung

Die aktuelle Krise Europas ist elementar; sie erschüttert die Grundlagen des Kontinents. Ist sie doch zu einer Identitätskrise geworden. Allorts beschwört man die Idee, unter der Europa nach dem Zusammenbruch der Sowjet-Herrschaft angetreten ist. In der Griechenland-Krise manifestierte sich die Europäische Union als ein finanzstrategisches Unternehmen. Die Flüchtlingskrise verlangt von ihr mehr, als nur eine Wirtschaftsunion, mehr als ein bloßes „ökonomisches Projekt“ zu sein. Zu solcher Erkenntnis gelangt, wer heute auf die Stimmen hört, die das Bedrohungsszenarium in ganz Europa beherrschen. Die einen sehen durch den Flüchtlingsandrang das Christentum gefährdet („In zwanzig Jahren werden die Dome nur noch von Muslims gefüllt sein“), andere befürchten bereits den Verlust „unserer Kultur und Tradition“, die sich allenfalls noch in einem „Kern-Europa“ erhalten ließen, manche sehen gar „das Abendland in akuter Gefahr“. „Ethische Verantwortung“ gebiete, so wieder eine andere verbreitete Meinung, den Schutz des nationalen und europäischen Lebensstandards. Die Masse beißt sich jedoch am Begriff „Wertegemeinschaft Europa“ fest. Längst zum Schlagwort des Jahres geworden taucht der Begriff wie eine Zauberformel in den Talkshows oder politischen Statements geradezu zwanghaft auf. Uneinigkeit herrscht vor. Die einen leugnen eine solche Wertegemeinschaft, andere beschwören sie geradezu. Die Tageszeitungen wie die Boulevardpresse sublimieren die Begriffsverbindung zur Meinung steuernden Balkenüberschrift. Der Verlust, die Krise, das Versagen „unserer europäischen Werte“ ist dabei häufiger thematisiert als der Glaube oder gar der Appell an diese.

Europa auf dem Weg zu einer Wertegemeinschaft

Welches aber sind diese Werte? Was macht überhaupt die Kultur Europas aus? Was meint eigent-

lich „europäische Identität“? Selbst aus berufenem Munde kommen dazu in aller Regel nur schwammige, bestenfalls halbfertige Antworten. Begründetes Reden darüber setzt freilich Wissen voraus, ein Verständnis des Prozesses, der zu einer solchen Konstellation Europas geführt hat. Europa erschließt sich in mehreren Dimensionen. Und alle reichen zurück bis in die Anfänge des Kontinents. Als geografischer Begriff ist Europa bereits in der frühesten Literatur präsent. Obwohl wahrscheinlich kein griechisches Wort – man leitet es vom hebr. „Ereb“ („das Dunkel“, „der Abend“) ab, begegnet es bereits bei HERODOT, dem „Vater der Geschichtsschreibung“, im 5. Jh. v. Chr. als das „Westland“, das „Abendland“, gegen das der Herrscher des Ostens, der Perserkönig, in den Krieg zog, um über „Asien und Europa“ gleichermaßen zu herrschen. Sein Feldzug richtete sich gegen Griechenland und Athen und endete in der Seeschlacht von Salamis 480 v. Chr. mit einer blamablen Katastrophe. Wenn es damals hieß: „Asien ist Europa unterlegen“, so meint das nur, dass der Kontinent Asien gegen den als Europa verstandenen Westen verlor, also gegen die Griechen. „Europa“ stellte man sich damals weder geografisch in klar bestimmbar Grenzen vor noch war es eine von einer politischen Idee zu einer Einheit verbundene Landmasse. Die Griechen haben nicht für Europa gekämpft und gesiegt, sondern für die Freiheit ihrer Heimat, auch für das sich bei ihnen langsam entwickelnde neue politische Ordnungssystem der Demokratie und deren konstituierende Werte.

Allerdings prägte sich zumal nach dem Seesieg in diesem Griechenland-Europa zunehmend eine eigenständige Kultur aus, die sich auffallend von der des Ostens abhob, die in all ihren Facetten, der Literatur, der Kunst, der Architektur, der Wissenschaft und Philosophie zu einer Blüte gelangte, die dem Westen – auch durch Beförderung und Vervollkommnung von Seiten der Römer – in die Zukunft bestimmendes Profil gegeben hat.

Das Christentum hat dabei anerkanntermaßen eine tragende Rolle mit übernommen. Festzuhalten ist jedoch unbedingt, dass im römischen Imperium der Begriff „Europa“ nahezu unbekannt blieb, da dessen Territorium weit über die Grenzen des damals auf der Weltkarte nahezu den heutigen Umfang aufweisenden Kontinents hinausreichte. „Europa“ war für die Römer keine relevante Größe.

An Rang und Bedeutung gewann der Begriff wie auch der damit beschriebene geographische Raum erst Jahrhunderte später – nach der Völkerwanderung. Als die Franken unter KARL MARTELL 732 n. Chr. den aus Spanien andrängenden Mauren, Anhängern des Islam, erfolgreich Einhalt geboten, erwiesen sie als „Europäer“ (*Europaeenses*, erstmals begegnet das Wort) ihren Heimatländern einen Dienst. Der Begriff „Europa“ bekam einen politischen Akzent, insofern er nun im Ansatz eine Verteidigungsgemeinschaft meinte. Dieser Sinn ist dem Wort im vollen Umfang unter KARL DEM GROßEN zugekommen. In der Formel „Reich Europa“ (*regnum Europae*) hat der Nachfahre der römischen Kaiser so etwas wie eine europäische Ideologie begründet, da er die in den Grenzen Europas beheimatete Christenheit nicht nur zu verteidigen, sondern sogar – auch mit gewaltsamen Mitteln – zu erweitern als Herrschaftsanspruch und -pflicht ansah. Die Idee „Europa“ gründete von da an in der Vorstellung von der Einheit und dem Schutzbedürfnis der Christenheit. Dieser Vorstellung assoziierte sich der Gedanke von einem seit alters bestehenden gemeinsamen Kulturraum, weshalb am Hofe dieses auch mit dem Ehrentitel „Augustus“ ausgestatteten Kaisers in Aachen eben die Antike ihre erste große Renaissance erfuhr. Als „Vater Europas“ (*pater Europae*) wurde er zum Schöpfer einer sich bis in die Neuzeit fortsetzenden Tradition, in der sich Christentum und Antike zu einem lange währenden Bund vereinigten.

Dieser Bund hatte sich 1453 nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken in einer bis dahin nie gegebenen Bedrohungssituation zu bewähren. ENEA SILVIO PICCOLOMINI, Humanist und späterer Papst PIUS II., hat dies in seiner berühmten Türkenrede 1454 in Frankfurt mit aller Schärfe zum Ausdruck gebracht. Erstmals

seien die Christen „in Europa, d. h. im Vaterland, im eigenen Haus, am eigenen Wohnsitz erschüttert und geschlagen worden.“ Und die Vernichtung Griechenlands durch eben diese Feinde habe zugleich Europa von den Quellen der Wissenschaft abgeschnitten. Piccolomini rief zur Verteidigung von Religion und Kultur der westlichen Welt auf. Europas Identität ruht seitdem unmissverständlich auf diesen beiden Säulen. In der Folgezeit wurde der hier fassbare Befund zwar nirgends mehr so stark artikuliert. Unterschwellig aber blieb die in dieser Rede zutage tretende Funktion des Begriffes stets erhalten. Vordergründig wurde Europa mehr und mehr auf die Ebene der jeweils aktuellen politischen Auseinandersetzung gehoben. Für NAPOLEON etwa, dem „Regisseur Europas“, bedeutete der Kontinent ausschließlich Eroberungsraum. Bis ins 20. Jh. entwickelte sich Europa zu dem Erdteil, der am stärksten von den Interessen seiner nationalistisch ausgerichteten Völker zerrissen wurde. Die Funktion einer als Einheit agierenden Gemeinschaft gewann Europa erst wieder nach dem Ende des 2. Weltkrieges, letztlich erst nach dem Zerfall des Sowjetreiches kurz vor dem Ende des 2. Jahrtausends, zunächst als Wirtschaftsunion, dann als Verteidigungsgemeinschaft.

„Verteidigungsgemeinschaft“ lässt zunächst an den militärischen Schutz der Grenzen denken, an die Gewährleistung der Sicherheit der innerhalb dieser Grenzen gültigen politischen Ordnung, des Staatssystems, erst nachrangig versteht man darunter wohl auch die Erhaltung der Staat und Gesellschaft tragenden Kulturgüter, der Traditionen und Lebensgewohnheiten, schließlich der Tugenden und Werte, die die Besonderheit des Lebensraumes Europa ausmachen und garantieren.

Diese müssen, während Europa sich über die Jahrtausende hin als politischer und kultureller Raum entwickelte, entdeckt, anerkannt, festgelegt, vielleicht auch kodifiziert worden sein, so dass sie dem Kontinent allmählich sein eigenständiges Profil, eben seine Identität mitgegeben haben. Dass dem so ist, lässt sich in Kürze andeuten.

Fasst man in der Verbindung Wertegemeinschaft „Werte“ als Oberbegriff auf, so sind

darunter „die Tugenden“ als subjektive Verhaltensweisen und „die universellen Prinzipien“ als die von Natur gegebenen objektiven Vorzüge des Menschen zusammengefasst. Die Tugenden wiederum umgreifen die vier klassischen und die drei christlichen. Die klassischen Tugenden, bereits in der frühgriechischen Dichtung von drei verschiedenen Autoren entdeckt, lauten Gerechtigkeit, Mäßigung, Tapferkeit und Weisheit. Sie erwiesen sich, da sie ihre Entdecker – unabhängig voneinander – für das Konzept der „Eunomie“, der gesetzlich wohl geregelten Ordnung, als unbedingt erforderlich erkannten, als Staat und Gesellschaft stabilisierende Kräfte. Der Philosoph PLATON hat diese vier Tugenden in seinem Staatswerk *Politeia* kanonisiert, nach ihm garantiere ihre funktionsgemäße Verwirklichung das Glück eines Staates und seiner Bürger. Dieser Kanon der vier Grundtugenden ist über CICERO und SENECA zu den Kirchenlehrern AMBROSIVUS VON MAILAND und AUGUSTINUS gelangt; durch diese sind sie als „die Kardinaltugenden“ zu den tragenden Grundlagen der christlich geprägten Staats- und Lebensordnung im Westen der Ökumene geworden. Zu den klassischen Tugenden kamen bereits in der Urkirche die drei christlichen Tugenden hinzu, sie wurden diesen sogar übergeordnet: Glaube, Hoffnung und Liebe. Der Apostel PAULUS hat sie an einer Kernstelle seiner Briefe (1. Korintherbrief, 13) als Dreieitigkeit fixiert: „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“ Im 6. Jh. n. Chr. hat Papst GREGOR DER GROßE die beiden Tugendsysteme miteinander verbunden. THOMAS VON AQUIN, der Fürst der christlichen Theologie im Hochmittelalter, hat schließlich alle sieben Tugenden zu den „Kardinaltugenden“ der christlich-abendländischen Lebensordnung ernannt.

Die „universellen Prinzipien“ als Teil des europäisch-westlichen Wertesystems haben ihre eigene Geschichte. Und sie gehen von Anfang an nicht mit den Grundlagen der christlichen Theologie konform. Man versteht darunter die Menschenrechte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“. Es gilt heute als gesichert, dass diese Dreieitigkeit bereits in der griechischen Philosophie, vor allem der Stoa, grundgelegt worden ist. Die Stoiker sahen, da

kosmopolitisch ausgerichtet, alle Menschen als frei, gleich und brüderlich verwandt an – eine Ansicht, die auf der allgemeinen Anerkennung der Würde des Menschen gründete. Dieses stoische Menschenverständnis hatte freilich in der Antike keine merkliche realpolitische Konsequenz gehabt. Das Herrschaftsdenken der Römer orientierte sich an ARISTOTELES' Theorie vom „geborenen Sklaven“ und von einem vermeintlichen Naturrecht, demzufolge die höher Gestellten, die Gebildeteren den Niedrigeren, den Unzivilisierten gegenüber den Vorrang hätten, so dass sie zu deren Unterwerfung, notfalls mit Krieg, berechtigt seien.

Diese Doktrin hat bis in die Neuzeit der christlichen Theologie die Begründung ihrer oft gewaltsamen Missionierung der Heiden geliefert. Als klassisches Beispiel hierfür gilt die Missionierung der Indios in Südamerika. In der historischen Grundsatzdebatte von Valladolid in Spanien 1550 – unter dem Vorsitz von Kaiser KARL V. – vertritt der Humanist und Theologe SEPÚLVEDA die Position der europäischen Theologie mit aller Härte. Die Christen führten dort bei ihrem Vorgehen gegen die „unzivilisierten Barbaren“ einen „gerechten Krieg“, „wie Aristoteles sagt“ (*ut auctor est Aristoteles*). Sein Gegenspieler BARTOLOMÉ DE LAS CASAS, der sich an den Aussagen der Bibel orientierte, widersprach heftig mit dem Bekenntnis, dass alle Menschen gleich und untereinander Brüder seien, demnach die gewaltsame Bekehrung der Indios kein Akt von Gerechtigkeit, das mörderische Vorgehen gegen sie also ein „ungerechter Krieg“ (*bellum iniustum*) sei. Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen, wiewohl zu solcher Erkenntnis Aussagen der Bibel und der Apostel ohne weiteres hätten Anstoß geben können, fanden in der christlichen Theologie lange keinen Nährboden. Erst als von den Denkern der modernen Aufklärung wie MONTESQUIEU, ROUSSEAU, LOCKE und in deren Gefolge die Akteure der Französischen Revolution *liberté, égalité, fraternité* in „der Menschenrechtserklärung“ von 1789 zu allgemein gültigen Prinzipien erhoben, so dass sich daraus – freilich weitab von Europa – im Westen, in der Neuen Welt, die erste parlamentarische Demokratie entwickeln konnte, arrangierte sich auch die Kirche mit der Trias der universellen Werte.

Spricht man also heute von den „Werten Europas“, von den „westlichen Werten“ oder von „unserer „Wertegemeinschaft“, so hat man den Kanon der „sieben Kardinaltugenden“ und die „Trias der Menschenrechte“ im Sinne; alle in deren Umkreis zuweilen zitierten Werte wie Toleranz, Barmherzigkeit, Solidarität, Mut, Verlässlichkeit, Hilfsbereitschaft, Redlichkeit, Engagement, Anerkennung des Rechts, Achtung vor der Würde des Menschen lassen sich jeweils von einem der „Werte“ im erarbeiteten Komplex ableiten oder stehen einem davon nahe. Diese Werte haben Bestand, sie haben sich seit den Anfängen Europas über die Zeiten hin zu ideellen Kräften ausgeprägt, die das Denken und Handeln der Menschen leiten. Sie machen zu einem guten Teil die Identität des Kontinents aus. Sind sie aber auch heute noch gültig? Werden sie nicht „stillschweigend entsorgt?“ (EDO REENTS, FAZ, 4. 12. 2015) Oder finden sie noch Zustimmung bei den Europäern? Sind sie es also wert, dass man sie verteidigt? Wenn ja, was lässt sich daraus folgern? Und welchen Notwendigkeiten muss man sich dann stellen? Zumal in der augenblicklichen Krise des Kontinents?

An der Bedeutung und Wirkung einer der Wertvorstellungen mag eine Antwort auf die Fragen gegeben werden. In dieser überschneiden sich gewissermaßen die beiden Wertkomplexe. Es ist der Wert der „Liebe“ (*caritas*) und der Brüderlichkeit (*fraternitas*). Die verwandschaftliche Verbundenheit der Menschen als Brüder bedingt deren „wechselseitige Liebe“ – eine Vorstellung, die im kosmopolitischen Menschenbild der Stoa über die nationalen Grenzen hinausweist. Ein Reflex davon ist in einer Maxime des in vielem geistig und moralisch der Stoa verpflichteten Römers CICERO formuliert: „Wer behauptet, man müsse auf die Mitbürger Rücksicht nehmen, nicht aber auf die Fremden, der reißt die Verbindung des Menschengeschlechtes auseinander (*De off. III 27-60*). Der globale Anspruch des Wertes ist unverkennbar.

Kaum anders ist eine solche Denkweise in den Köpfen der frühchristlichen Lehrer angelegt, für die die Vorgaben der Bibel und besonders der Paulusbriefe maßgeblich waren. Etwa: „Hier ist

nicht Jude, nicht Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid alle eins in Christus (*Galaterbrief 3,28*). Der Kirchenschriftsteller TERTULLIAN sah in der *caritas* die Manifestation der höchsten Form christlich geprägten Zusammenlebens. Sie verwirklichte sich vornehmlich in der allwöchentlichen Spende der Urchristen in die Gemeindenkasse, deren Inhalt für die Armen, Verwaisten, Schiffbrüchigen, alten Sklaven, Ausgesetzten, in Gefängnissen Eingesperrten, eben für alle in Not, alle am Rande Lebenden verwendet wurde. Dabei betonte Tertullian, dass dabei nicht nur die Christen gemeint seien, sondern alle Menschen. „Wir sind auch Brüder der Heiden“, also der Andersgläubigen, der Fremden.

Wenn FRANZ V. ASSISI, ein Rebell wider die herrschende kirchliche Doktrin, im 12. Jh. in seinem Einsatz für die Verwundeten, Aussätzigen, Sterbenden den Wandel vom Lebemann zum Bettelmönch, seine *transformatio in virum alterum*, erfahren hat, so hatte dies ebenso in seinem Leitwert der Nächstenliebe (*caritas*) die tiefe Begründung, die keinen Unterschied zwischen Christen und Andersgläubigen machte. LAS CASAS' Widerstand gegen die christliche Missionierungslehre stützte sich – gemäß dem Beispiel der Apostel – auf die feste Überzeugung, dass auch „die Indios Brüder seien“ (*Indi fratres nostri sunt*), für die Christus in gleichem Maße sein Leben geopfert habe.

Papst FRANZISKUS hat in voller Absicht den Namen des mittelalterlichen Mönches für sich reklamiert, weil er eben die pastorale, urchristliche Form der *caritas* revitalisieren will. Schon vor seiner Wahl forderte er, die Kirche in allen Teilen der Welt müsse vordringlich zu den „an den Rand Gedrängten“ gehen. Im Amte ging er dann zu den Verurteilten in den Gefängnissen, besuchte gleich zu Beginn der Flüchtlingsnot die Schiffbrüchigen in Lampedusa, um Europa und der Welt zu zeigen, dass christlich-abendländisches Werteverständnis Menschen gegenüber keinen Unterschied in Herkunft, Rasse und Religion macht. Seine Botschaft am „Welttag des Migranten und Flüchtlings (2015)“ ist, allen Fremden sei in Not zu helfen – „unterschiedslos und unbegrenzt“.

Menschlichkeit als Leitprinzip des Denkens und Handelns

Noch fehlt der in der aktuellen Wertediskussion bedeutsamste Begriff: Menschlichkeit, Humanität. Der Begriff erfasst die ideelle Vorstellung des Menschen über sich selbst. Die Diskutanten verwenden ihn im Für und Wider der Argumente wie eine sakrosankte Formel, der Überzeugung gewährleistet. Dem Begriff kommt hohe Strahlkraft zu. „Im Namen der Menschlichkeit“ macht sich eine Streitschrift (HERIBERT PRANTL, 2015) für einen toleranten, vorbehaltlosen Umgang mit den Fremden, den Flüchtlingen stark. „Menschlichkeit“ ist den als „Tugenden und Werte“ erkannten Verhaltensweisen gleichsam übergeordnet, sie ist als Summe Ausfluss all ihrer Wirkungen. Menschlichkeit gilt zweifellos als Leitprinzip des Denkens und Handelns. Auch sie hat europäische Wurzeln.

In Achilleus' Gnadenakt gegenüber dem Trojanerkönig Priamos, als er auf dessen ergreifende Bitte hin ihm den toten Sohn zur Bestattung überlässt, begegnet das erste Zeugnis von Menschlichkeit in der erhaltenen Literatur Europas, in HOMERS *Ilias* (24. Buch). Wenn Antigone in der gleichnamigen Tragödie des SOPHOKLES gegen ein Willkür-Verbot des Herrschers ihren toten Bruder Polyneikes bestattet und dafür die Todesstrafe auf sich nimmt, zeugt dies ebenso von Menschlichkeit wie SOKRATES' tapferer Einsatz gegen die unrechtmäßige Hinrichtung von Strategen oder für eine tiefer greifende, an „einer göttlichen Stimme“ im Menschen, nicht an Nutzen und Karriere ausgerichteten Bildung der Jugend, wofür er am Ende, kompromisslos seinen Prinzipien treu, als Strafe den Giftbecher trinken muss. In all diesen Fällen sind Gewissen und Verantwortung erstmals – Mitte des 5. Jh.s v. Chr. – als handlungsleitende Kräfte in der Seele des Menschen im Spiel. CICEROS Maxime, dass eine ungleiche Behandlung von Bürgern und Fremden die Verbindung des Menschengeschlechtes zerreiße, ist auf römischer Seite ein Zeugnis jenes weltoffenen, kosmopolitischen Geistes, den die Stoa für Europa entdeckt hat. Nicht weniger leidenschaftlich tritt SENECA, der römische Stoiker *par excellence*, für Menschlichkeit ein, wenn er dem stoischen Gleichheitsgrundsatz entspre-

chend auch Sklaven als Menschen anerkennt (*servi sunt, immo homines*, Brief 47), für ihn ist Menschlichkeit „der Inbegriff aller Tugenden“.

Verschwiegen freilich darf keinesfalls werden, dass *humanitas*, von dem sich das heute für Menschlichkeit geläufige Wort „Humanität“ ableitet, als Qualitätsbegriff für den Menschen im ideologischen Programm der Römer vielfach den verengten Sinn von „Bildung“, „Zivilisation“ hat. In diesem Sinne diente er dem Herrschaftsvolk – entgegen dem stoischen Menschenverständnis – zur Unterwerfung der Minderen, der Barbaren. In der Verbindung *cultus atque humanitas* erhielt der in seiner Bedeutung verengte Begriff eine ideologische Funktion. Die damit bezeichnete „Zivilisation“ gab etwa CAESAR das Recht zur Unterwerfung des gar nicht so kulturlosen Galliens. Dieses römische Herrschaftskonzept wurzelte in einer Gesellschaft, die größtenteils von einem egoistisch-hedonistischen Lebensverständnis geprägt war. Dieselbe Kriegs- und Unterwerfungslogik lag dem Vorgehen der nach Reichtum süchtigen Spanier gegen die *homunculi* („Untermenschen“) Südamerikas zugrunde, die nachweislich ein religiös und politisch kultiviertes Leben führten.

Die gewissermaßen formal-intellektualistische Ausrichtung des *humanitas*-Begriffes hat über die Jahrhunderte hin bis heute das Verständnis von „Humanität“ geprägt. Nach JOHANN GOTTFRIED HERDER etwa hätten die *studia humaniora*, also die Studien der Themen und Texte der Antike, „den Zweck, uns zu humanisieren, d. i. den Unmenschen oder Halbmenschen zu Menschen zu machen“ (*Briefe zur Beförderung der Humanität*, 32. Brief), sie seien auf die Selbstvervollkommnung des Menschen in all seiner Würde gerichtet, die „bis zum Göttlichen, zur Ähnlichkeit mit Gott“ reiche. Der elitär-egomane Zug haftet seitdem dem Begriff an. Die Kenntnis der Antike, die Vertrautheit mit den griechischen und lateinischen Autoren, das Gebildetsein an den antiken Sprachen und Werken, zeuge, so glaubte man, von Humanität, beweise humanistischen Geist, zumal wenn sich dieser in stets paraten Zitaten, Bonmots oder Redefloskeln glanzvoll ins Szene zu setzen vermag. Solche im Unterricht vermittelte „Humanität“, „humanistische

Bildung“ bekam den Geruch des Abgehobenen, Besser-Situierten. Wovon er auch heute nicht frei ist. Wie fern aber ist dieses in Fachkreisen noch ziemlich verbreitete Verständnis von *humanitas* von dem, was der heutige gesellschaftliche Diskurs unter Humanität und Menschlichkeit versteht! Diese Diskrepanz bräuchte es keineswegs zu geben, wenn man die bereits in der Antike den Begriffsinhalt von *humanitas* mittragende Bedeutung von „Güte“, „Menschenfreundlichkeit“, „Menschlichkeit“ mitbedächte und gesellschaftlich zur Geltung brächte.

Menschlichkeit bekundet sich nicht in einem sich spontan einstellenden Schönwettergesicht, es ist der dauerhaft spürbare gute Kern einer Person. Sie ist die Frucht eines sich langsam vollziehenden Reifeprozesses des Menschen, ein von Verstand und Seele bestimmtes Verhalten, das im Wissen um die überlieferten Tugenden, Werte und Prinzipien die Würde eines jeden Menschen ohne Unterschied von Rasse, Nation oder Religion anerkennt und ihm die gebührende Achtung, wenn nötig, die gebotene Hilfe zukommen lässt. Nährboden solcher Menschlichkeit sind Familie, Schule, religiöse Gemeinschaft. Sie wächst dem Heranwachsenden hier durch Bildung, durch Einleben in die Kultur seines Lebensraumes zu und gewinnt ihre Stärke im Prozess der Findung seiner Individualität. Sie gründet gleichermaßen auf seiner rationalen und emotionalen Intelligenz.

Wie aber soll sich solche Menschlichkeit gegenüber Leuten äußern, die auf der Flucht vor Chaos, Verwüstung und Tod in unserem Kulturraum Nahrung, Obdach, eine neue Lebenschance suchen? Etwa verachtend durch Vorurteile, Ressentiments, Wutanfälle, Hassparolen, gar abwehrend durch Stacheldrahtzäune und kilometerlange Palisaden? Mit der Folge, dass die Flüchtenden im Dreck und in dürftigen Zelten „am Rand“ des verschlossenen Kontinents liegen, über Felder, durch Wälder, auf Bahngleisen tagelang dahinhetzen, um irgendwo ein Schlupfloch nach Europa zu finden. Dass sie bei einem Misserfolg draußen herumhocken, ohne Perspektive, voller „Heimweh nach Zukunft“ (HERTA MÜLLER, 2015), kein Vorwärts, kein Zurück, zuerst geflohen, nun verstoßen und ausgesperrt. Dass mit Flüchtlingen überfüllte Boote im Meer

kentern, und ganze Familien ertrinken. Die an Land geschwemmte Leiche eines Kindes, in der Weltpresse augenfällig dokumentiert, ist sie nicht – als Beispiel für viele – das Fanal einer Barbarei, deren sich die Europäer schuldig machen? Würde so wirklich die europäische Wertegemeinschaft geschützt, das Abendland verteidigt, dem christlichen Verhaltenskodex entsprochen?

Im Gegenteil. Es wäre der Verrat an dem, was den Kern des europäischen Selbstverständnisses ausmacht, an den über Jahrtausende hin gewachsenen Tugenden und Werten. Menschlichkeit und die sie tragenden moralischen Kräfte wie Gerechtigkeit, Mut, Beherrschtheit, Verlässlichkeit, weise Einsicht, Toleranz, Nächstenliebe würden mit Füßen getreten. Letztlich ginge die Identität Europas verloren. Flüchtlinge sind nicht „Untermenschen“ oder „Halbmenschen“, keine *homunculi*, die, da wild und unzivilisiert, mit Zwang aufzuhalten, auszusperren oder zu verjagen sind. Europa kann und darf sich ihnen gegenüber nicht verschließen. Sie alle sind freie, gleiche und uns brüderlich verbundene Menschen. Auch für sie gelten die Menschenrechte, die in der Antike entdeckt, in der Neuzeit als politische Leitmaximen erkämpft wurden und heute globale Gültigkeit beanspruchen. *liberté, égalité, fraternité*: Jedes einzelne dieser universellen Prinzipien verbietet die Vorstellung einer „Festung Europa“. Menschlichkeit kennt keine Grenzen – eine Maxime, die auch heute und gerade heute in einer Wohlfühl- und Überflusgesellschaft mit ihrem egoistisch-hedonistischen Lebensverständnis, demzufolge für die meisten Gott tot und das Denken weithin nihilistisch verflacht ist, Geltung beanspruchen darf. Auch die Angst vor Terroristen, die etwa zusammen mit den vor dem Terror Flüchtenden ins Land geschleppt werden könnten, ist nie und nimmer ein Grund, sich gleichsam wie vor gefährlichen Aggressoren in seinem Land einzuigeln. Das Streben nach persönlicher Glückseligkeit und Sicherheit steht gegen den Mut zur Toleranz und Hilfeleistung. Wertekonflikte wie diese sind es, die die Gesellschaft in Gesamteuropa spalten.

Wer jedoch das nationale Interesse über die gemeinsame geistige und kulturelle Tradition des Kontinents stellt, die sich im Laufe von mehr

als zwei Jahrtausenden ausgeprägt hat, schließt sich zwangsläufig aus der europäischen Wertegemeinschaft aus. Ethische Verantwortung ist auch zuständig für Fremde in Not. Vielerorts fragt man sich allerdings: Wird von den Europäern dabei nicht ein Zuviel an Menschlichkeit verlangt? In einer weltweiten Existenzkrise, von der betroffen uns tagtäglich Menschen in extremen Notsituationen vor Augen gebracht werden, sei denen, die ihren Widerstand, ihre Ablehnung mit einem solchen Argument begründen, die Gegenfrage gestellt: Sollte nicht ein Europa, zumal in seinem Zentrum, einmal das Gegenteil davon der Welt präsentieren, womit sie im vorausgehenden Säkulum die Menschheit schockiert, dezimiert, in ihrer Existenz bedroht hat, mit einer „Unmenschlichkeit“, die man als „die abgründige Besonderheit“ jener Epoche bezeichnet hat. Wäre das nicht ein Akt von ausgleichender historischer Gerechtigkeit? Ein Akt der Wiedergutmachung?

Die Herausforderung der Schule

Was aber hat dieses Statement für Menschlichkeit mit Schule zu tun. Nicht wenig. „Niemand ist zufällig gut. Tugend muss man lernen.“ (*Nemo est casu bonus; discenda virtus est.*) So schon SENECA (*epist.* 123, 16). Schule ist ein Raum des Reifens. Vielleicht sogar der entscheidende. Schulische Bildung formt die Menschen zu Persönlichkeiten. SOKRATES, der erste große Pädagoge Europas, zugleich der Philosoph der Menschlichkeit, holte durch Fragen aus seinen Schülern heraus, was den Menschen zu Menschen macht: Werte, Verhaltensnormen. Auf der Suche dessen, was denn gerecht, tapfer, beherrscht, besonnen, gut eigentlich ist, gelangt der junge Mensch auf den Wege zur Selbsterkenntnis, die ihm sein enge Verbundenheit mit einer göttlichen Stimme in ihm, einer Art Gewissen spüren lässt. Verantwortung für sich und die Gemeinschaft wächst ihm auf solche Weise zu, auch der Respekt für die Gesetze des Staates und für die Würde jedes Menschen. Ist solche sokratische Bildung heute noch gefragt? Sie verlangt eine Freiheit in der Vermittlung von Wissen, die philosophisches Fragen zulässt. Ist aber dafür noch Raum geboten?

Moderne Bildung zielt auf anderes. Sie hat den „genormten Bürger“ im Visier, der sich im

Leben bewährt, in den Aufgaben des Berufs bestmöglich funktioniert. Dafür hat ihn die Schule mit Könnensqualitäten auszustatten. Die bis ins Detail und vielschichtig auf Kompetenzen hin getrimmten Fächer garantieren als Endprodukt den volltauglichen Menschen. Versteht sich so Bildung? Nimmt das hierfür erdachte Bildungssystem, mögen die dafür entwickelten „Kompetenzmodelle“ noch so differenziert und klug angelegt sein, den „gebildeten“ Menschen nicht letztlich als Konstrukt eines Produktionsprozesses an, wozu die einzelnen Fächer die Teile liefern? *L'homme machine*? Dann wären hier Prinzipien von Wirtschaft und Technologie im Spiel, die einen solchen Bildungsvorgang als unsokratisch, als inhuman auswiesen. Persönlichkeit ist nicht die Summe von Kompetenzen. Die moderne Schule fördert die Qualitäten des Kopfes, sie steht für rationale Bildung, sie macht den Menschen durchsetzungsfähig, karrieretauglich, risikobereit, unternehmerisch stark. Was in der Seele des Menschen entsteht, dafür weiß sie sich nicht zuständig. Das, was man unter „emotionaler Intelligenz“ versteht, bleibt vernachlässigt: Betroffenheit, Hingabe, Mitleid, Empathie, der Sinn für Treue und Vertrauen, Nächstenliebe, Verantwortung. Menschlichkeit lässt sich nicht in Form einer Kompetenzangabe verordnen. Das „Mensch, werde wesentlich!“, jener uralte pädagogische Appell von ANGELUS SILESIVS und MEISTER ECKART, scheint heute als Bildungsmaxime, da nicht systemkonform, kaum mehr tauglich. Und er wäre so dringend geboten angesichts der Gefahren der Selbstentfremdung, denen eine in ihren Potenzen grenzenlose Technik die jungen Menschen tagtäglich aussetzt.

Gleichgültigkeit, Gehässigkeit, Wutausbrüche, Hassparolen, Gewalttaten zeugen – gerade vor dem Hintergrund des Flüchtlingsdramas – davon, dass bei vielen, auch bei Gebildeten humanitäre Defizite vorherrschen. Überzogene Aufgeregtheit, Ängste und Zukunftssorgen haben ihren Grund in mangelndem Wissen um die Grundlagen unseres Zusammenlebens, d. h. die Werte und Prinzipien, die es tragen. Die Vermittlung solch existentiellen Wissens, mag es sich auch nicht unmittelbar in Lohn und Erfolg umsetzen, ist nicht unzeitgemäß. Sie gehört unbedingt mit

ins Zentrum moderner Bildung. Deshalb ist Humanität eine pädagogische Herausforderung, vielleicht sogar die größte. Herausgefordert sind dazu alle Fächer, zumal am Gymnasium, und sie sind dazu auch in der Lage, vor allem gewiss die Sprachdisziplinen, Ethik, Religionslehre und Geschichte.

Die klassischen Sprachen in der Pflicht

Am wirkungsvollsten und nachhaltigsten vermögen es wohl die Fächer, die von Haus aus die dafür grundlegenden Themen und Texte authentisch vertreten: Griechisch und Latein. Sie arbeiten an den originalen Quellen unserer christlich-abendländischen Lebensordnung. Dieses ihr Alleinstellungsmerkmal kann niemand in Abrede stellen. Was bedeutet das für die klassischen Sprachen? Nähmen sie diese Aufgabe ernst, müssten Europa und seine geistigen, kulturellen Grundlagen ins Zentrum ihres Unterrichts rücken. Noch unter dem Eindruck der Attentate in seiner Stadt äußerte ein Pariser Altphilologe, der unbeirrt Schülerinnen und Schüler Griechisch und Latein weiter lehrte, seine frappierende Überzeugung, „dass es nichts Besseres als die Texte eines Platon und eines Cicero gibt, um jungen Franzosen die Grundlagen der abendländischen Kultur und damit auch so etwas wie einen Halt in ihrer eigenen Kultur zu vermitteln“ (Bericht in *FAZ vom 28. 11. 2015, Nr. 277, S. 3*).

Als zwingende Folgen ergäben sich: Bereits im Sprachunterricht müsste, wie von GUSTAV SEIBT, einem namhaften Literaten und Zeitkritiker, gefordert, tatsächlich „das Lateinbuch das Lehrbuch Europas“ werden. Hierzu böten sich mythische, historische, philosophische Stoffe an, deren Rezeption die kulturellen Fundamente des Kontinents mit angelegt hat. Im Lektüreunterricht wären solche Texte ins Zentrum zu rücken, an denen die europäische Kultur und die sie tragenden Wertvorstellungen, ästhetische wie ethische, erschließbar sind, solche Texte, die zugleich die jungen Menschen zur existentiellen Auseinandersetzung mit deren Inhalten anregen,

so dass sie sich selbst und die Welt tiefgreifender zu verstehen beginnen, etwa: „Hektors Abschied von Andromache“ in HOMERS *Ilias*, PLATONS „Apologie des Sokrates“, „Orpheus und Eurydike“ in OVIDS „Metamorphosen“, SENECAS „Sklavenbrief“. Die Interpretation solcher Texte, in denen Lebenserfahrungen des Menschen zeitlos gültig zur Anschauung kommen, ist ohne Zweifel für Heranwachsende ein Weg, auf dem sie in ihrer „Menschwerdung“ vorankommen. „Menschenbildende Wertinterpretation“ hat man dafür in den Nachkriegsjahren als festen Begriff geschaffen.

Kürzlich äußerte sich eine Achtzehnjährige verächtlich über den Wert ihrer „humanistischen Bildung“, da „sie zwar ein Gedicht interpretieren könne, in vier Sprachen, keine Ahnung aber von Steuern, Miete und Versicherungen habe“ (*SZ 21./22.11.2015*). Gewiss eine böartige Verzerrung, aber doch auch ein Anlass zu bedenken, ob das von der Schülerin angegriffene Bildungskonzept nicht endlich eine Fassung und Realisierung erhalten sollte, die den einzigartigen Möglichkeiten der Fächer einerseits, den notwendigen Bedürfnissen der Zeit andererseits voll gerecht würden. Humanistische Bildung, Humanismus als Bildungsziel ist keineswegs die dünkelfhafte Selbstinszenierung eines oberflächlichen Antike-Wissens. Ein solches Missverständnis ist bedenklich und unbedingt zu meiden. Allerdings müsste dann der dafür maßgebliche Wertbegriff *humanitas* in seinem umfassenden antiken Sinn als „Bildung und Menschlichkeit“ verstanden werden. Dann würden zumindest die Schulen, in denen die klassischen Sprachen unterrichtet werden, eine Bildung vermitteln, die den Vorstellungen des großen europäischen Pädagogen JOHANN AMOS COMENIUS entspräche: „Die Schulen sind Werkstätten der Menschlichkeit, sofern die bewirken, dass Menschen zu wahren Menschen werden.“ (*Scholae sunt humanitatis officinae, efficiendo nimirum, ut homines veri homines fiant*. Vgl. *Didactica magna* 10,3.)

FRIEDRICH MAIER, Puchheim

Zur Aussprache, Schreibung und Betonung des Lateinischen

Weshalb der *Pronuntiatuſ restitutuſ* in einigen Punkten falsch ist

In memoriam inclutam prof.ris d.ris Valtharii Hoeres, philosophi doctissimi atque viri vere Christiani, qui ‚pronuntiatuſ restitutuſ‘ diffidens me ad diphthongos Latinas perscrutandas adduxit.

Auf Bitte von ANDREAS FRITSCH fasse ich einige für Gymnasiallehrer möglicherweise interessante Punkte zur Aussprache des Lateinischen kurz und unter weitgehendem Verzicht auf die Angabe weiterführender Literatur zusammen; entsprechende Literatur ist in den jeweils angegebenen Büchern und Aufsätzen zur Genüge verzeichnet.

1. Zur Aussprache der graphischen Diphthonge des Lateinischen

Seit WILHELM PAUL CORSENSS Werk „Über Aussprache, Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache“¹ ist zuerst in Deutschland und dann seit den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts auch weltweit eine diphthongische Aussprache vor allem der lateinischen Schreibungen <ae> / <ai> und <oe> / <oi> aufgekommen, die es in der Antike wohl nie gab. Als wesentlicher Bestandteil des sogenannten *prōnuntiātus restitūtus* trägt sie dazu bei, dass heute in vielen Ländern VERGIL, TERENCEZ, HORAZ, CICERO, LIVIUS, SALLUST und andere klassische Autoren mit einer erheblich entstellten, unlateinischen Aussprache gelesen und vor allem die lateinische Sprache mit einer ihr fremden Phonetik gelehrt wird, was auch negative Auswirkungen auf die Indogermanistik und die Romanische Sprachwissenschaft hatte und hat. Auch das Altgriechische wird im deutschen Sprachraum seit dem Humanismus mit einer weitgehend unhistorischen, in geradezu naiver Weise dem Schriftbild, mittelalterlichen Akzentuierungen und deutschen orthographischen Gewohnheiten folgenden Aussprache gelehrt und gelesen, die in der Summe schlichtweg falsch ist.²

Im Mittelmeerraum und insbesondere im alten Italien bestanden übereinzelsprachliche Diskurstraditionen des Schreibens. Maßgeblich war dabei das griechische Alphabet, das von den Oskern, Umbrenn, Etruskern, Latinern und ande-

ren direkt oder indirekt übernommen ward. Diejenige alphabetische Tradition, die dem lateinischen Alphabet – wohl über etruskische Vermittlung – zugrunde lag, war die des westgriechischen Alphabets Böotiens, nicht das ostgriechische attisch-ionische Einheitsalphabet, das heutzutage im deutschen Schul- und Universitätsunterricht vermittelt wird. Im westgriechischen Alphabet standen die Schreibungen αι / αε, οι / οε, ει und ου mindestens seit dem ausgehenden sechsten und beginnenden fünften *vorchristlichen* Jahrhundert regelmäßig für lautliche Monophthonge. Diese Schreibtradition der äolischen Varietäten des damaligen Griechischen übernahmen die Römer, aber auch andere altitalische Völker zur Bezeichnung von Monophthongen ihrer Sprachen, deren Qualität sich von den mit einem einfachen Vokalzeichen verschriftlichten Lauten (vermutlich bezüglich des jeweiligen Öffnungsgrades) unterschied.

Im Altlatein standen die Schreibungen <ai>, <aei> und <ae> für einen im Regelfall zweimorigen Monophthong, der wohl teilweise als [ε:], teilweise als [i:] gesprochen ward und vor Vokal gekürzt werden konnte. Der graphische Diphthong <oi> / <oe> bezeichnete wohl einen mit Lippenrundung artikulierten geschlossenen, zweimorigen Vorderzungenvokal [y:], der vor Vokal auch gekürzt werden konnte. Im Laufe der Zeit ging man freilich dazu über, immer mehr Wörter und Wortformen statt mit <oe> nach Art des ostgriechischen Einheitsalphabets mit <u> zu schreiben, das im Lateinischen bekanntlich sowohl für [u] / [u:] als auch für [y] / [y:] stand und eventuell sogar noch einen weiteren Laut bezeichnete.³ Die Schreibung <ei> stand wie im damaligen Griechischen für ein langes [i:], die Schreibung <ou> für ein langes [u:]. In sehr seltenen Ausnahmefällen ahmten lateinische Dichter eine Besonderheit der griechischen Dichtung nach, mit dichterischer Lizenz die lediglich graphischen Diphthonge auch lautlich als Diphthonge zu realisieren und zu messen. Dies begegnet in der lateinischen Literatur an wenigen, gekünstelten Stellen bei ENNIUS und in dessen Nachfolge in wenigen Versen von VERGIL

und LUCILIUS. Der graphische Diphthong <ei> stand immer für ein zweimoriges [i:], man schrieb ursprünglich *EITVR*, nicht *ITVR*. Nur im Altlatein, aber nicht mehr in der Kaiserzeit gebrauchte man auch den graphischen Diphthong <ou> für ein langes [u:], später schrieb man ihn nur noch mit <u>. Allein der graphische Diphthong <au> konnte neben einer monophthongischen Aussprache als [o:] wohl auch zur graphischen Wiedergabe einer tatsächlich diphthongischen Aussprache gebraucht werden.

Ich gebe in Auswahl einige Beispiele aus dem Altlatein einschließlich alternativer Schreibungen, die Rückschlüsse auf die tatsächliche Aussprache der diphthongischen Schreibungen erlauben:⁴

1. <ai> / <ae> / <aei>⁵ für [ɛ:] oder [i:]: *Aimilius, aequom, Aiscolapio, Caecilius, caelauit, cedito, conquaesiuei, Fedra, Gnaiuod, Maeili, praedad, praefectura, praitor, pretod, quairatis, quaistores, scaina, scaenam, Ptolemaiei, queistores.*
2. <oi> / <oe> für [y:]: *Coera, coirauere, comoine, foideratei, Loisio, loidos, oeti, oetile, oino, oinouersei, Oinumama, ploirume, quoi [=Nominativ Singular], quoiei [=cui], quoius.*
3. <ei> für [i:]: *boneis, ceiuus, deico, deiuinam, difeidens, eire, exdeicendum, heis, inceideretis, indeixsit, interieisti, inueidit, leiber, leiberari, leibertas, leibertini, leibertus, peilas, posterisque, preiuatim, preiuatod, promeisit, quei, quei quomque, sei, seiue, sibi, tibi, ubi, uti, ueicus, uobeis.*
4. <ou> für [u:]: *abdoucit, courauerunt, indoucere, iniourias, ioudex, ioudicium, iourare, iousi, iouxmenta, Loucanam, Loucia, Loucilios, Loucina, louco, noundinum, noutrix, plous, plouruma, Polouces, poublicom.*
5. <au> für [o:] und umgekehrt: *Ofdius, oriclas, Pola, Plotus, plostru; austia* anstelle von *ostia*.

Wenn griechische Wörter wie beispielsweise σκήνη oder Κύμη im Lateinischen schon in ältester Zeit *scaina/scaena* bzw. *Cumae* geschrieben wurden oder die Perfektform *cēlāuit* als *caelauit* geschrieben ward, so erhellt daraus, dass die Schreibungen <ai> / <ae> bereits seit dem Altlateinischen für einen Monophthong standen, der sich in seinem Öffnungsgrad durchaus von gewöhnlichem langen ē (bzw. i) unterschieden haben mag. Moderne Grammatiken, die ohne Berücksichtigung des

Lautwerts dieser diphthongischen Schreibungen im westgriechischen Alphabet der *Magna Graecia* davon ausgehen, dass diese für sprachreale Diphthonge gestanden hätten, irren.⁶

Zur Zeit Caesars stand die Schreibung *ai* im damaligen Griechischen längst für einen Monophthong. Es lässt sich sogar zeigen, dass bereits bei HOMER und HESIOD sowohl *ai* als auch *oi* für zweimorige Monophthonge standen, die vor folgendem Vokal – außer bei Ausfall eines ursprünglichen Digammas vor diesem – auch um eine More gekürzt werden konnten. Die griechische Wiedergabe des lateinischen Nomens als Καῖσαρ bezeugt somit eine monophthongische Aussprache, keineswegs einen Diphthong. Auch bei der späteren gotischen Umschrift *kaisar*, die immer wieder als Beleg für eine vermeintlich diphthongische Aussprache von lateinischem <ae> erhalten muss, stand – wie im damaligen Griechischen – die Schreibung <ai> in der Regel für einen Monophthong, und zwar für ein kurzes, offenes [ɛ], wie viele Beispiele⁷ zeigen: Βεελζεβουλ got. *Baiailzaibul*, εὐαγγέλιον got. *aiuaggeljo*, ἐκκλησία got. *aikklesjo*, Ἡρωδιάδος got. *Hairodiadins*, got. *Bairauja* für Βέροια, got. *Aizleim* für Εσλειμ und got. *praisbytairein* für πρεσβύτεριον. Die diphthongische Schreibung des Wortes *kaisar* im Gotischen ist somit kein Beleg für eine vermeintliche damalige diphthongische Aussprache im Lateinischen, sondern im Gegenteil für eine damalige gotische monophthongische Aussprache. Dass aus lat. *uīnum* im Deutschen das Wort *Wein* ward, ist ebenso eine sekundäre Entwicklung innerhalb der deutschen Sprachgeschichte wie die Weiterentwicklung des ursprünglich wohl mit einem Monophthong gesprochenen Wortes *kaisar*, das im Westgermanischen ebenso wie im Gotischen gelautet haben dürfte, zu dt. *Kaiser*.

Bei <oe> sind orthographische Diphthonge wie in *moenia* / *mūnia*, *moenire* / *mūnire*, *moenimentum* / *mūnimentum*, *moenera* / *mūnera*, *poenire* / *pūnire*, *qoira* / *cūra* von der dihäretischen und nicht etwa fallend-diphthongischen Aussprache *oē* (*poēta*, *poēsis*, *poētica*, *poēma* etc.) zu unterscheiden.

Weder durch Inschriften noch anhand antiker Zeugnisse (etwa der antiken Grammatiker) lässt sich belegen, dass es im Lateinischen – mit Aus-

nahme der seltenen Fälle dichterischer Dihärese bei <ae> / <ai> – jemals eine diphthongische Aussprache der Schreibungen <ae> / <ai> bzw. <oe> / <oi> gegeben hätte. Keine romanische Sprache bezeugt eine solche, rein hypothetische Aussprache direkt oder indirekt, und in der Überlieferung der katholischen Kirche gibt es gleichfalls keinen Hinweis auf eine solche Aussprache etwa in der ältesten Liturgie. Alles spricht vielmehr dafür, dass es sich um Monophthonge handelte, die ursprünglich einen anderen Öffnungsgrad als diejenigen Vokale aufwiesen, die mit einfachen Vokalzeichen geschrieben wurden, und die Verschriftlichung des Lateinischen eben nach dem Vorbild des böotisch-äolischen Griechisch erfolgte, worin die angeführten diphthongischen Schreibweisen schon seit etwa der Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends für Monophthonge standen. Für eine diphthongische Aussprache der Schreibungen <ae> und <oe> in Texten des klassischen Lateins, wie sie heute in Deutschland meist angesetzt wird, gibt es keine Evidenz.⁸ Folgerichtig sollte die Verwendung einer solchen künstlichen Aussprache im Schulunterricht untersagt werden. Sie beruht auf bloßer Spekulation und nachweislich falscher Interpretation der überlieferten Fakten.

2. Unterschiede zwischen Schrift und Aussprache des Lateinischen

Heutzutage wird eine lateinische Orthographie verwandt, die nicht mit der von CICERO, LIVIUS oder VERGIL gebrauchten Schreibweise übereinstimmt. Manche unserer orthographischen Gepflogenheiten entstammen der späteren Kaiserzeit, andere gehen sogar erst auf die frühe Neuzeit zurück. Dabei hält sich hartnäckig der Irrtum, dass die Orthographie des Lateinischen phonetisch angelegt gewesen sei, während sie in Wirklichkeit einerseits phonologisch, andererseits etymologisch ausgerichtet war, weswegen diejenigen lateinischen Laute, die nicht in phonologischer Opposition zu anderen standen, nicht mit eigenen Schriftzeichen geschrieben wurden. Ich gehe im folgenden nur auf einige Punkte ein, die im deutschen Schulunterricht oft nicht beachtet werden.

1. In alter Zeit schrieb man gelegentlich nicht nur im Lateinischen, sondern auch im Umbrischen ein doppeltes Vokalzeichen, wenn es sich

um einen Langvokal handelte. Besonders im Umbrischen, aber auch im Lateinischen konnte man ein (bisweilen etymologisches, bisweilen etymologisch auch nicht motiviertes) *h* zwischen die beiden Vokale setzen, um so den Langvokal anzugeben, also beispielsweise *-ehe-* für *-ē-*. Im Lateinischen begegnet dies beispielsweise in Schreibungen wie *uehemēns* / *uehementer*, die für *uēmēns* / *uēmenter* stehen.

2. Später stellte man dann die orthographische Regel auf, kein doppeltes *i* zu schreiben, obwohl es im Lateinischen regelmäßig beispielsweise *äiio*, *Gäiuis*, *Mäiia*, *mäiior*, *Pompäiuis*, *Tröiia* usw. hieß. Da wir heutzutage diese orthographische Konvention beibehalten, die kurzvokalischen Silben vor dieser Doppelkonsonanz aber geschlossen gesprochen und daher metrisch lang gemessen wurden, steht in heutigen Lateinbüchern und Wörterbüchern meist ein Längezeichen über dem an sich kurzen Vokal, das in diesen Fällen lediglich die Silbenlänge, nicht aber die Vokallänge bezeichnet. (Cicero zog es vor, in solchen Fällen das doppelte *i* auch zu schreiben, was wir bei heutigen Editionen seiner Schriften indes nicht zu beachten pflegen.)
3. Schreibungen wie *hiemps*, *sūmpsī*, *sūmptus*, *dēmptus* und *ēmptus* zeigen an, dass das *m* vor *s* oder *t* nicht etwa nasaliert, sondern tatsächlich als *m* zu sprechen ist. Das *p* wird in diesen Verbindungen als rein orthographisches Zeichen gebraucht, das dementsprechend ebensowenig gesprochen werden darf wie das *h* in italienisch *chi* oder das *u* in französisch *que*.
4. Obwohl auslautendes *-m* schon seit altlateinischer Zeit entweder nur als schwache Nasalisierung oder überhaupt nicht mehr gesprochen ward – Schreibungen wie *faciendumst* sind daher als *faciendust* zu lesen, das anlautende *e* der Kopula fällt ja nicht nach einem *m*, sondern lediglich nach unmittelbar vorangehenden Vokal aus! –, ward es dennoch weiterhin geschrieben, da es das Lesen erleichterte. Wohl aus demselben Grund behielt man auch lange die Schreibung des auslautenden *-d* im Ablativ Singular aller Deklinationen bei, obwohl dieses wohl spätestens seit dem dritten vorchristlichen Jahrhundert im Auslaut nach Langvokal ver-

stummt sein dürfte. Vor einem Verschlusslaut ward ein *m* regelmäßig als *n* gesprochen und oft auch so geschrieben; die Schreibung *numquam* steht somit für lautliches *nunca* – so wird dieses Wort noch heute im Kastilischen geschrieben –, da auch *qu* in der Regel nur als einfaches [k] gesprochen ward.

5. Wir wissen aus antiken Zeugnissen, dass der Dativ Singular und der Nominativ Plural des Maskulinums des Relativpronomens, also *cui* und *qui*, im klassischen Latein ohne hörbaren Unterschied gesprochen wurden, man in der Schreibung aber um einen Unterschied bemüht war, um das Verständnis beim Lesen zu erleichtern. Die heutige Gewohnheit, beide Formen nach dieser rein schriftlichen Unterscheidung auch lautlich unterschiedlich zu sprechen, ist somit falsch.
6. Aus **hod-ce* entstandenes *hoc* ward vor folgendem Vokal mit Doppelkonsonanz gesprochen: *hoc erat = hoc-ce-rat*, so dass es in diesen Fällen eine geschlossene Silbe aufwies und somit metrisch lang war. (Nur kurzvokalische, im jeweiligen phonetischen Wort offene Silben sind im Lateinischen metrisch kurz; alle langvokalischen und/oder im phonetischen Wort geschlossenen Silben sind immer metrisch lang.)

Dies sind nur einige Beispiele aus den Werken antiker Artigraphen, die davor warnen mögen, die Schreibung des Lateinischen für eine getreue Wiedergabe seiner antiken Aussprache zu halten. Die Liste ließe sich noch verlängern und betrifft sogar die Aussprache einzelner Vokale und Konsonanten, etwa das *x*, das mindestens ab dem ersten nachchristlichen Jahrhundert nicht nur für [ks] oder [gs], sondern auch für durch regressive Assimilation natürlicherweise entstandenes [ss] stehen konnte. Was die Römer – im Gegensatz zu den Deutschen, die sowohl in ihrer Sprache als auch in Fremdsprachen in der Regel jedes Wort mit einem Konsonanten beginnen und nur in seltenen Fällen fähig sind, vokalisch anlautende Wörter etwas des Lateinischen korrekt auszusprechen – niemals sprachen, waren ‚Knacklaute‘ (Glottisverschlüsse) im Wort- oder Silbenanlaut.

Während der Deutsche in der Regel *ad-fuit* mit einer kleinen Pause in der Kompositionsfuge

auszusprechen pflegt, sagte man in der Antike in solchen Fällen nur *affuit*, schrieb indes aus etymologischen Gründen bisweilen auch ein *d*, das man in der Univerbierung jedoch nie als solches sprach. Dies gilt grundsätzlich für Univerbierungen, die aus einem Präverb und einem Verb bestehen und bei denen eine regressive Assimilation bezeugt ist.

3. Die lateinische Betonung

Während vorstehende Punkte in der modernen Schulaussprache durchaus berücksichtigt werden könnten und teilweise auch zu einem besseren Verständnis der metrischen Struktur sowohl dichterischer als auch prosimetrischer Texte beitragen würden, scheint der suprasegmentale Bereich für deutsche Schüler wohl doch zu schwierig zu sein. Selbst wenn man Schülern beibringt, im Lateinischen ihre deutschen ‚Knacklaute‘ zu unterdrücken und wie auch in romanischen Sprachen phonetische Wörter zu sprechen, innerhalb derer die Silben wortgrenzenübergreifend ohne Pause zu sprechen sind, so wird man doch kaum den ursprünglichen musikalischen Tonhöhenmorenakkzent des Lateinischen in der heutigen Schulaussprache berücksichtigen können. Aber zumindest sollte er fortgeschrittenen Schülern erklärt werden, weswegen ich die wichtigsten Regeln, die in modernen deutschen Lehrbüchern und Grammatiken des Lateinischen so gut wie immer fehlen bzw. fehlerhaft verkürzt dargestellt sind, kurz zusammenfasse.

Der lateinische Akzent war noch zur Zeit des klassischen Lateins kein überwiegend dynamischer Silben-, sondern ein vorwiegend musikalischer Tonhöhenmorenakkzent.⁹ Bei einem Langvokal oder Diphthong, also bei *au*, soweit es diphthongisch gesprochen ward, konnte somit der erste oder zweite Bestandteil betont werden. Bei Betonung der ersten More schrieb man einen Zirkumflex – der Gravis, welcher den zweiten Teil eines Zirkumflexes bildet, bezeichnet ja wie im Griechischen die Tonlosigkeit, also den normalen Tiefton, während der Akut den Hochton angibt –, bei Tieftonigkeit der ersten Vokalmore und Hochtonigkeit der zweiten Vokalmore einer Silbe den Akut. Dementsprechend akzentuierte man *Rōma* als *Rōma* (in Morenschreibweise ‚Róoma‘), *Rōmae* dagegen als *Rómae* (in Morenschreib-

weise ‚Roómae‘). Das Lateinische kannte somit wie andere altindogermanische Sprachen einen intrasyllabischen Akzentwechsel innerhalb ein und derselben Silbe, sofern ihr Vokal (oder Diphthong) zweimorig war. Bei den im Lateinischen häufigen Wörtern mit naturlanger Paenultima trennte der Akzent bei der o-, a- und u-Deklination somit hörbar die ‚starken‘ Fälle Nominativ, Akkusativ und Vokativ von den ‚schwachen‘ Fällen Genetiv, Dativ und Ablativ.

Während der Hochtou ursprünglich offenbar bis zur viertletzten Silbe (und höchstens fünftletzten More) zurücktreten konnte, wenn die vor- und drittletzte Silbe kurzvokalisch und offen waren, trat der Hochtou im klassischen Latein – von wenigen Ausnahmen abgesehen – nur noch auf der drittletzten, vorletzten oder (in relativ seltenen Fällen) auch letzten Silbe eines Wortes auf, wobei er bei zweisilbigen Wörtern nur bis zur drittletzten Vokalmore, bei drei- und mehrsilbigen Wörtern nur bis höchstens zur drittletzten Silbe und viertletzten Vokalmore – und dies nur dann, wenn die vorletzte Silbe kurzvokalisch und offen war – zurücktreten konnte.

Daraus ergeben sich folgende Akzentregeln des Lateinischen (ich schreibe die Beispielwörter des besseren Verständnisses wegen in Morenschreibweise):

1. Einsilbige kurzvokalische Wörter tragen den Akut (*píx*), einsilbige langvokalische Wörter werden mit einem Zirkumflex (=Akut auf ihrer vorletzten Vokalmore) betont (*spéès*).
2. Zweisilbige Wörter werden meist auf ihrer vorletzten Silbe betont, und zwar bei pyrrhischer (*fúga*), spondeischer (*lééees*) und iambischer Vokalstruktur (*népoos*) mit einem Akut und lediglich bei trochäischer Vokalstruktur mit einem Zirkumflex (*Róoma*). Der Hochtou tritt also im Normalfall soweit wie möglich, nicht aber über die drittletzte Vokalmore hinaus zurück.
3. Bei dreisilbigen Wörtern gibt es hinsichtlich ihrer Vokalstruktur bei offener vorletzter Silbe acht Möglichkeiten, derer vier auf der drittletzten, vier auf der vorletzten Silbe betont werden. Den Akut auf der drittletzten Silbe tragen Wörter, deren Vokalstruktur bei offener Paenultima einen Tribachys (*mácula*), einen Anapäst (*Cíceroo*), einen Daktylus (*siúdera*)

oder einen Amphimacrus (*nuúminii*) aufweist. Bei einer Betonung auf der vorletzten Silbe tritt bei vokalischer Struktur eines Amphibrachys (*carúma*) oder Antibacchius (*naatúúra*) eine zirkumflektierte Betonung auf, die Länge des Vokals der drittletzten Silbe spielt somit für die Betonung keine Rolle; bei einem Bacchius (*Achaátees*) und einem Molossus (*Roomaánii*) ist es dagegen ein Akut, und auch hier kommt es nicht auf die Vokallänge der drittletzten Silbe an. Wird bei einem Tribachys (*patrisat*), einem Anapäst (*reláxoo*), einem Daktylus (*deedíscit*) oder einem Amphimacrus (*proosúntoo*) – die Begriffe beziehen sich hier erneut nur auf die Vokalstruktur, nicht auf die metrische Silbenlänge – die jeweils kurzvokalisches vorletzte Silbe geschlossen gesprochen, so trägt im Regelfall diese (und nicht die drittletzte Silbe) den Akut.

Zu diesen Regeln gibt es jedoch eine Reihe von Ausnahmen, deren bekannteste vermutlich die Endbetonung des Eigennamens *Maeceenáas* mit einem Zirkumflex oder die paroxytonale Betonung von *egómet* (<**egom* + *eti*; unlateinisch wäre eine Aussprache als **égomét*) trotz kurzer Paenultima sind. Ich fasse die wichtigsten Ausnahmen zusammen:

1. Verbinden sich ein lexikalisches Wort und ein Enklitikon zu einem phonetischen Wort, so kann nur die letzte Vokalmore des lexikalischen Wortes mit einem Akut betont werden. Eine Betonung der vor dem Enklitikon gesprochenen Silbe mit einem Zirkumflex ist ausgeschlossen. Es heißt also im Ablativ *Roomaáaque* und nicht **Roomaáaque*.
2. Sowohl bei einigen griechischen Wörtern als auch bei einigen Univerbierungen ward die drittletzte Silbe betont, obwohl die kurzvokalisches vorletzte Silbe dieser Wörter geschlossen gesprochen ward. Dies konnte bei allen vier Möglichkeiten einer proparoxytonalen Betonung vorkommen (die Termini sind wieder ausschließlich auf die Vokalstruktur der jeweils letzten drei Silben bezogen), also bei einem Tribachys (*éxinde*, *súbinde*, *próinde*; *Italiámversus*, *Siciliámversus*; *ábyssus*; *báptisma*; *Simóentis*, *Thermódontis*; außerdem war bei *tyrannum* eine Akutbetonung sowohl auf der dritt- als auch auf der vorletzten Silbe möglich), einem Anapäst

(*aliquandoo*), einem Daktylus (*Eúandrum*) und einem Amphimacrus (*siíquandoo*). In der heutigen Schulaussprache werden diese Wörter normalerweise entgegen der antiken Aussprache mit einem dynamischen Silbenakzent auf der vorletzten Silbe gesprochen. Es scheint, dass die lateinische Betonung ursprünglich nur von der Vokalstruktur der letzten drei (bzw. in alter Zeit vier) Silben eines Wortes abhing und die Zurückziehung des Akzentes bei geschlossen gesprochener Pänultima erst später zu den ursprünglichen Akzentverhältnissen hinzutrat.

3. Darüber hinaus sind auch Sonderfälle bezeugt, deren Akzent von obigen Regeln abweicht, beispielsweise (in Morenschreibweise) *calefácis*, *tepefácis*, *Virgílii*, *Mercúrii*, *Sciipiádaas*, *Memmiádees*, *locúpleetis*, *Aulídos*, *perséveeraas*, *eeraádiicaas*.
4. Endbetonte Wörter und Wortformen gab es auch, beispielsweise *prīmâs*, *optimâs*, *Rauennâs*, *Capēnâs*, *Arpīnâs*, *Crotōniâs*, *Pontiâs*, *Maecēnâs*, *Lārīnâs*, *Ardeâs*, *Sufēnâs*, *nostrâs*, *uestrâs*, *fūmât* (<*fūmāuit*>), *cupīt* (<*cupīuit*>), *illíc*, *istíc*, *benedíc*, *tradúc*, bedeutungsunterscheidend bei *ergô* vs. *érgô*, *pônê* vs. *pône*, *itáque* vs. *ítaque*.

Die lateinischen Grammatiker der Antike beschreiben die Betonungsregeln des klassischen Lateins – ihnen ging es ja immer gerade nicht um eine Beschreibung des Lateinischen ihrer jeweiligen Zeit, sondern um das Latein der beiden wichtigsten klassischen Autoren (nach antikem Verständnis waren dies VERGIL und TEREENZ und nicht etwa CICERO und CAESAR; letzterer galt jahrhundertlang als hinsichtlich seiner Sprache und seines Stils nicht nachahmenswerter Schriftsteller) – sehr differenziert und in Abgrenzung zu den etwas anderen Betonungsregeln des Altgriechischen. Dass man keineswegs **Athēnae* (**Athēnae*) oder **Mycēnae* (**Mycēnae*) betonen darf, sondern vielmehr *Athēnae* (*Atheēnae*) und *Mycēnae* (*Myceēnae*) betonen muss, wobei das *e* der Pänultima jeweils lang ist und eben nur auf seiner zweiten More in den Hochtönen steigt, brauchen allerdings heutzutage wohl nur Schüler zu wissen, die sich etwa in der Oberstufe tiefergehend für das Lateinische interessieren. Für den Anfängerunterricht in der Sexta, Quinta

oder Quarta wäre eine Einführung in die dem Deutschen fremde Betonungsart des Lateinischen wohl doch zu schwierig.

Die wesentlichen Stellen des von der Überlieferung dem PRISCIAN zugeschriebenen Traktats *De accentibus* sowie aus den Werken des QUINTILIAN, AULUS GELLIUS, DIOMEDES, DONAT, PSEUDO-VICTORINUS, SERGIUS (SERVIUS), MARTIANUS CAPELLA, CLEDONIUS und POMPEIUS habe ich in einer kommentierten zweisprachigen Ausgabe herausgegeben,¹⁰ so dass sie leicht zugänglich sind und auch auf deutsch nachgelesen werden können. Wer als Lehrender an weiteren Texten der antiken Grammatiker interessiert ist, sei darüber hinaus auf meine zweisprachige Ausgabe der *Ars minor*¹¹ und der *Ars maior*¹² DONATS oder auf die sukzessive von mir auf deutsch herausgegebenen Bände der Grammatik PRISCIANs, etwa auf dessen Syntax,¹³ verwiesen, deren Reihe fortgesetzt werden wird.

Anmerkungen:

- 1) Das 1857 zuerst vorgelegte Werk ist in vier Bänden im Nachdruck erhältlich (Hildesheim; Zürich; New York: Olms, 2006).
- 2) Insgesamt sehr differenziert und ausgewogen ist dagegen die Darstellung von Christos Karvounis: *Aussprache und Phonologie im Altgriechischen*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2008.
- 3) So etwa im Falle des <u> geschriebenen Sproßvokals in Wörtern wie dem ererbten *saecul(m)*, dessen jüngere Nebenform *saeculum* lautete. Auch orthographische Schwankungen wie *nōminis* / *nōminus* oder *libet* / *lubet* zeugen von der Unzulänglichkeit der lateinischen Orthographie, die nicht alle Laute des Lateinischen unterschiedlich wiedergab.
- 4) Entnommen aus Ernst Diehl: *Altlateinische Inschriften*, Berlin: de Gruyter, 1964, passim.
- 5) Diese Schreibung geht darauf zurück, dass für *i* eben auch *ei* geschrieben werden konnte; <aei> ist somit eine alternative Schreibung für <ai>, das seinerseits wie im damaligen Griechischen monophthongisch war.
- 6) So beispielsweise Gerhard Meiser: *Historische Laut- und Formenlehre der lateinischen Sprache*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998, S. 57-60 (§ 47).
- 7) Diese sind Eduard Schwyzer: *Griechische Grammatik auf der Grundlage von Karl Brugmanns*

griechischer Grammatik, erster Band: Allgemeiner Teil – Lautlehre – Wortbildung – Flexion, München: Beck, 1939, S. 162-163, entnommen.

- 8) Eine ausführliche Begründung obiger Ausführungen habe ich unter dem Titel „Zur Lautlehre, Prosodie und Phonotaktik des Lateinischen gemäß der Beschreibung Priscians“ veröffentlicht (in: *Millenium: Jahrbuch zu Kultur und Geschichte des ersten Jahrtausends n. Chr.* 11/2014, S. 121-184). (Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, dass es auf S. 152 vor Anmerkung 80 im Zitat des Terentianus Maurus „miscant“ heißen soll; für den Hinweis auf den Druckfehler danke ich Wilfried Lingenberg.)
- 9) Ins Reich der Fabel gehört die unplausible Hypothese, dass sich aus dem ursprünglich musikalischen Akzent des Indogermanischen im archaischen Latein zunächst eine dynamische Anfangsbetonung entwickelt habe, aus der dann wiederum das Dreisilbengesetz, das anderen altindogermanischen Sprachen wie dem Altgriechischen oder dem Sanskrit sehr ähnelt, entstanden sei. Zur Erklärung der belegten Phänomene bedarf es eines solchen Ansatzes keineswegs. Es reicht vielmehr, von einem ursprünglich bis maximal zur viertletzten Silbe (bei kurzvokalischer und offener Pänultima und Antepänultima) zurücktretenden Akzent auszugehen, der in klassischer Zeit (von wenigen Ausnahmen

abgesehen) infolge von durch Synkopierungen nachtoniger Silben eingetretenen Wortverkürzungen nur noch bis zur drittletzten Silbe und viertletzten Vokalmore eines Wortes zurücktreten konnte.

- 10) Axel Schönberger: *Priscians Darstellung des silbisch gebundenen Tonhöhenmorenakkents des Lateinischen: lateinischer Text und kommentierte deutsche Übersetzung des Buches über den lateinischen Akzent*, Frankfurt am Main: Valentia, 2010.
- 11) Axel Schönberger: *Die Ars minor des Aelius Donatus: lateinischer Text und kommentierte deutsche Übersetzung einer antiken Elementargrammatik aus dem 4. Jahrhundert*, Frankfurt am Main: Valentia, 2008.
- 12) Axel Schönberger: *Die Ars maior des Aelius Donatus: lateinischer Text und kommentierte deutsche Übersetzung einer antiken Lateingrammatik des 4. Jahrhunderts für den fortgeschrittenen Anfängerunterricht*, Frankfurt am Main: Valentia, 2009.
- 13) Axel Schönberger: *Priscians Darstellung der lateinischen Syntax (I): lateinischer Text und kommentierte deutsche Übersetzung des 17. Buches der Institutiones Grammaticae*, Frankfurt am Main: Valentia, 2010.

AXEL SCHÖNBERGER,
Bremen/Frankfurt am Main

Rom und Britannien in *Cymbeline*

Ein Beitrag zum Shakespeare-Jahr 2016

Fünf Stücke Shakespeares spielen größtenteils im antiken Rom: zu den drei berühmtesten von ihnen, *Julius Caesar* (1599), *Antony and Cleopatra* (1606) und *Coriolanus* (1608) kommen das Frühwerk *Titus Andronicus* (1592) und das bunt-scheckige, schwer zu klassifizierende Spätwerk *Cymbeline* (1610).

*Cymbeline*¹ spielt zur Zeit des AUGUSTUS und handelt von Imogen und Posthumus, einem jungen Ehepaar aus Britannien. Imogen soll nach dem Willen ihres Vaters Cymbeline, des *King of Britain*, dessen Stiefsohn Cloten heiraten. Sie ist seine einzige Tochter; ihre beiden Brüder Guiderius und Arviragus wurden kurz nach der Geburt entführt und sind seitdem spurlos ver-

schwunden. Sie vermählt sich heimlich mit einem Mann niederen Standes, dem Waisen Posthumus Leonatus. Als der König von der Heirat erfährt, verbannt er den Posthumus. Dieser flieht nach Rom, wo er mit dem Adligen Jachimo eine leichtsinnige Wette auf die Keuschheit seiner Ehefrau abschließt. Der begibt sich nach Britannien, um Imogen auf die Probe zu stellen – es folgen zahlreiche Irrungen und Wirrungen.

Zu Beginn des dritten Aktes greift große Politik in die Ränke des Königshofs in *Lud's Town* (London) ein. Ein römischer Gesandter, den Shakespeare Gaius Lucius nennt, fordert die Wiederaufnahme der eingestellten Tributzahlungen, die CAESAR den Britanniern auferlegt hatte.

Barsch wird er von der Königin und ihrem Sohn, dem Verhaltensbarbaren Cloten, abgefertigt (III, 1, 1 ff.):

Cymbeline: *Now say, what would Augustus Caesar with us?*

Lucius: *When Julius Caesar – whose remembrance yet | Lives in men's eyes, and will to ears and tongues | Be theme and hearing ever – was in this Britain, | And conquered it, Cassibelan, thine uncle, | Famous in Caesar's praises no whit less | Than in his feats deserving it, for him | And his succession granted Rome a tribute, | Yearly three thousand pounds, which by thee lately | Is left untendered.*

Queen: *And to kill the marvel | Shall be so ever.*

Cloten: *There be many Caesars | Ere such another Julius. Britain's a world | By itself, and we will nothing pay | For wearing our own noses.*

[Cymbeline: Sag' an, was will Augustus Caesar von uns?

Lucius: Als Julius Caesar, dessen Angedenken den Menschen lebhaft vor Augen steht, und von dem man stets sprechen und hören wird, hier in Britannien war und es eroberte, da machte ihm dein Onkel [sic] Cassibelan [Cassivellaunus] eine Zusage. Er, der sich Caesars Lob durch seine Taten verdient hatte, versprach im eigenen Namen und dem seiner Nachfolger Rom eine jährliche Tributzahlung von dreitausend Pfund [Gold oder Silber]. Du hast sie in letzter Zeit eingestellt –

Königin: Und sie wird – damit das ein für allemal klar ist – nie wieder aufgenommen werden.

Cloten: Eine Menge Caesars wird es geben, bevor ein zweiter Julius geboren wird. Britannien ist eine Welt für sich, und wir denken gar nicht daran, dafür zu zahlen, dass wir unsere eigenen Nasen tragen dürfen.]

„*A world by itself*“ – diese Vorstellung geht auf VERGIL zurück, in dessen erster Ekloge Meliboeus von den „*toto divis[i] orbe Britann[i]*“ spricht. (V. 66). Über Caesars Invasion Britanniens sagt Cloten (III, 1, 22ff.):

A kind of conquest | Caesar made here, but made not here his brag | Of 'came and saw and overcame'.

[Was Caesar hier erreichte, war so eine *Art* Eroberung – von ‚kam, sah und siegte‘ war hier keine Rede!]

„Eine Art Eroberung“ – man vergleiche die Worte des TACITUS: [*Caesar,*] *quamquam prospera pugna terruerit incolas ac litore potitus sit, potest videri ostendisse posteris, non tradidisse.* (Agricola, 13, 2)

In *Cymbeline* ist die römische Antwort auf die Tributverweigerung eine Invasion unter dem genannten Gaius Lucius. Obwohl die Römer geschlagen werden (Akt V), nimmt Cymbeline am Ende die Zahlungen freiwillig wieder auf; seine boshafte Ehefrau habe ihn zuvor davon abgebracht (V, 5, 461).

Das ganze Geschehen wird in der anglistischen Forschung gemeinhin als ‚pseudohistorisch‘/ ‚pseudohistorical‘ charakterisiert, da es diesen Kampf um Britannien zur Zeit des Augustus nicht gegeben hat. Welche der Bausteine dieser Erzählung jedoch den historischen Tatsachen entsprechen, lohnt sich zu untersuchen.

Die Quellen, die Shakespeare benutzt hat, vor allem HOLINSHEDS (1529-1580) *Chronicles of England, Scotland and Ireland* (1577 und 1587), waren alles andere als zuverlässig. Holinshed, der seinerseits GEOFFREY VON MONMOUTHS (um 1100-1155) *Historia Regum Britanniae* (1136) verwendet, bietet eine bunte Mischung aus Dichtung und Wahrheit. Shakespeare hat das, was er vorfand, noch zusätzlich nach eigenem Gutdünken verändert. Wie in den anderen Römerstücken finden sich Anachronismen. So ist Jachimo etwa der ‚Bruder des Herzogs von Siena‘, Cymbeline wurde von Augustus zum Ritter geschlagen und *Roman* und *Italian* werden durchgehend synonym verwendet. Und doch findet sich mehr Historisches in diesem Stück, als es zunächst den Anschein haben mag.

Das gilt für die Gestalt des Cymbeline, die der realen Welt entstammt. CUNOBELINUS (ΚΥΝΟΒΕΛΛΙΝΟΣ), so der antike Name, war als Sohn des TASCIOVANUS König der Catuvellauni im südöstlichen Britannien. Dass er in Shakespeares Stück *King of Britain* ist, deckt sich mit der Bezeichnung, die SUTTON (*Caligula*, 44) verwendet. ADMINIUS, so Sueton, sei Sohn „Cynobellini Britannorum regis“ gewesen. Neben Adminius sind zwei weitere Söhne, TOGODUMNUS und CARATACUS, sowie ein Bruder, EPATICCUS, namentlich bekannt. Die beiden von Shakespeare verwendeten Namen GUIDERIUS und ARVIRAGUS entstammen Geoff-

rey von Monmouths *Historia* (Kap. XII, 1ff.).² Ein Hinweis auf einen Britannierfürsten namens Arviragus findet sich auch bei JUVENAL (*Sat.* IV, 126-127).

Cunobelinus dürfte um 10 n. Chr. den Thron bestiegen haben und um 40 n. Chr. gestorben sein. Aus dieser langen Zeit sind uns keine Berichte überliefert, und doch besitzen wir greifbare Evidenz – zahlreiche Münzfunde aus seiner Regierungszeit. Einige der Münzen, die er prägen ließ, tragen die Aufschrift TASC.FIL, *Tascoviani filius*, was nicht bedeuten muss, dass er der natürliche Sohn des Tascovianus war, wohl aber sein Erbe und Nachfolger³. Aus der *Historia Regum Britanniae* von Geoffrey von Monmouth (Kap. XI), der den Namen ‚Tenuantius‘ verwendet.:

(Nach dem Tode des Cassivellaunus:) *Cui successit Tenuantius dux Cornubiae, frater Androgei. Nam Androgeus Romam cum Caesare profectus fuerat. Diademate igitur insignitus Tenuantius regnum in diligentia obtinuit. Erat ipse bellicosus vir: et qui vigorem justitiae colebat. Post illum promotus est ad culmen regale Kymbelinus filius suus, miles strenuus: quem Augustus Caesar nutriverat. Hic in tantam amicitiam Romanorum inciderat, ut cum posset tributum eorum detinere, gratis impendebat.*

In diebus illis natus est dominus noster Jesus Christus, cujus pretioso sanguine redemptum est humanum genus: quod anteacto tempore daemnum catena obligabatur.

Aus „*quem Augustus Caesar nutriverat*“ wird bei Shakespeare: *Thy Caesar knighted me; my youth I spent | Much under him.* (III, 1, 68 ff.) (Dein Caesar schlug mich zum Ritter, ich verbrachte einen Großteil meiner Jugend unter ihm.)

Es lässt sich nicht klären, ob Cunobelinus wirklich in Rom erzogen wurde. Dass er zu den nicht-römischen Adligen gehörte, die zur Erziehung nach Rom gesandt wurden, ist denkbar. In jedem Fall spiegelt Shakespeare in der Gesandtschaftsszene die Vertrautheit von Britanniern und Römern wider.

Die Tributzahlungen hatte Julius Caesar dem Großvater des Cunobelin, Cassivellaunus, auferlegt (*Bell. Gall.* V, 22, 4). Cymbeline spricht anlässlich seiner Zahlungsverweigerung gegenüber dem römischen Gesandten (III, 1, 72f.) vom

Pannonisch-Dalmatischen Aufstand gegen Rom, der eine günstige Gelegenheit für den Widerstand Britanniens sei. Er fand tatsächlich unter Augustus statt (6 bis 9 n. Chr.), aber zur Zeit des Tascovianus, des Vaters des Cymbeline. „*These were niceties of history, to which Shakespeare did not think it necessary to attend: he adapted history to his drama, not his drama to history.*“⁴

Die Vorstellung einer Invasion Britanniens durch AUGUSTUS ist realistisch. Dreimal, 34, 27 und 26 vor Chr., so berichtet CASSIUS DIO (vgl. 49, 38, 3; 53, 22, 5; 53, 25,2), habe Augustus sie geplant, wahrscheinlich zur Durchsetzung der von Caesar auferlegten Tributzahlungen, aber die Invasion der fernen Insel, des von ἔσχατοι ἄνδρων bewohnten Dreiecks im Nebel, einer Art Sizilien des Nordens,⁵ fand nie statt.

Bei Holinshed ist ebenfalls von einer Gesandtschaft des Augustus die Rede, aber mit einem ganz anderen Auftrag, nämlich Cymbeline für seine Loyalität zu danken und ihn aufzufordern, mit seinen Nachbarn Frieden zu halten, wie er ja nun auf der ganzen Welt herrsche (1587:II, Scot., 45).⁶

Ob und wenn ja wie lange Tribute bezahlt worden sind, ist ungeklärt. Strabo⁷ berichtet jedenfalls, Zolleinnahmen seien für Rom finanziell günstiger als Tributzahlungen (4.5.3.): τέλη τε οὐπως ὑπομένουσι βαρέα τῶν τε εἰσαγομένων εἰς τὴν Κελτικὴν ἐκεῖθεν καὶ τῶν ἐξαγομένων ἐνθένδε (ταῦτα δ' ἐστὶν ἐλεφάντινα ψάλια καὶ περιαιχένια καὶ λυγγούρια καὶ ὑαλᾶ σκεύη καὶ ἄλλος ῥῶπος τοιοῦτος), ὥστε μηδὲν δεῖν φρουρᾶς τῆς νήσου: τοῦλάχιστον μὲν γὰρ ἐνὸς τάγματος χρήζοι ἂν καὶ ἰππικοῦ τινοῦ, ὥστε καὶ φόρους ἀπάγεσθαι παρ' αὐτῶν, εἰς ἴσον δὲ καθίσταται ἂν τὸ ἀνάλωμα τῆ στρατιᾶ τοῖς προσφερομένοις χρήμασιν· ἀνάγκη γὰρ μειοῦσθαι τὰ τέλη φόρων ἐπιβαλλομένων, ἅμα δὲ καὶ κινδύνους ἀπαντᾶν τινὰς βίας ἐπαγομένης.

(Die Britanniern akzeptieren hohe Zölle auf Exporte nach Gallien und auf Importe von dort, Armbänder aus Elfenbein und Halsketten, Bernstein, Glaswaren und anderen Kram (ῥῶπος) dieser Art, so dass es unnötig ist, eine Garnison auf der Insel zu stationieren. Um den Tribut einzutreiben, wären mindestens eine Legion sowie eine Reiterabteilung erforderlich, und die Kosten einer solchen Truppe würden den Steuern gleich-

kommen. Würde Tribut auferlegt, dann würden die Steuereinnahmen sinken und gleichzeitig würden bei Einsatz von Gewalt die Gefahren erhöht.)

Es gab regste Handelsbeziehungen mit Britannien, belegt durch massive archäologische Funde. Importiert wurde aus Italien, Gallien, Spanien. Wie dieser Handel genau organisiert wurde und wie die Zölle erhoben wurden, ist unklar.

Strabo zufolge unterhielten britannische Fürsten freundliche Beziehungen zu Augustus (Strabo, 4.5.3.) Unter ihnen waren Atrebaten und Trinovanten, in deren Siedlungsgebieten römische Handelsprodukte gefunden wurden. Strabo (4.5.3.): νυνὶ μέντοι τῶν δυναστῶν τινες τῶν αὐτόθι πρεσβεύουσι καὶ θεραπείαις κατασκευασάμενοι τὴν πρὸς Καίσαρα τὸν Σεβαστὸν φιλίαν, ἀναθήματά τε ἀνέθηκαν ἐν τῷ Καπετωλίῳ καὶ οἰκείαν σχεδὸν τι παρεσκεύασαν τοῖς Ῥωμαίοις ὄλην τὴν νήσον.

[In der Gegenwart aber haben einige der Herrscher die Freundschaft des Caesar Augustus errungen, indem sie ihm Gesandtschaften schickten und huldigten. Sie haben nicht nur Opfergaben auf dem Kapitol dargebracht, sondern mehr oder weniger die ganze Insel unter römische Kontrolle gebracht.]

Augustus berichtet in den *Res Gestae*, zwei britannische Fürsten hätten in Rom um Hilfe nachgesucht (VI, 32: *supplices ad me confugerunt*), DUBNOVELLAUNUS und ein zweiter, dessen Name nicht vollständig überliefert ist, TIN[COMMIUS] oder TINCOMARUS. Eine Zeitangabe liefert er nicht, auch keine Beschreibung der näheren Umstände.

Bei Holinshed ist es Guiderius, Sohn Cymbelines, der den Tribut verweigert, bei Shakespeare ist es Cymbeline selber, eine Veränderung, die nötig wurde, weil die Tributverweigerung zum Krieg mit Rom führt, die Schlacht gegen die römischen Invasoren aber zum Wiederauffinden der beiden verschwundenen Brüder.

Caesar hatte den Catuvellaunen untersagt, das Territorium der Trinovantes (Essex) zu annektieren (*Bell. Gall.* V, 22, 5), aber es war zumindest zeitweise in der Hand des Tascovianus, denn einige Münzen dieses Königs tragen den Namen des Trinovantischen Zentrums Camulodunum

(Lexden bei Colchester). Lexden war auch die Hauptstadt und Münzprägestätte seines Nachfolgers, des Cunobelinus.

Adminius wurde von seinem Vater Cunobelinus verbannt (39/40), vielleicht auf Drängen seiner beiden Brüder. Er floh nach Gallien und suchte dort bei CALIGULA Schutz (Sueton, *Caligula*, 44, 2), was keine konkreten politischen Konsequenzen hatte. 43 n. Chr. schließlich erschien der Atrebate VERICA (Βέρικος) am Hofe des CLAUDIUS. Er war von CARATACUS und TOGODUMNUS abgesetzt worden. Die Folge war die Invasion unter AULUS PLAUTIUS, die Britannien dem römischen Reiche einverleibte: Βέρικος γάρ τις ἐκπεσῶν ἐκ τῆς νήσου κατὰ στάσιν ἔπεισε τὸν Κλαύδιον δύναμιν ἐς αὐτὴν πέμψαι (CASSIUS DIO, 60, 19, 1). [Denn ein gewisser Berikos, der von der Insel nach einem Bürgerkrieg geflohen war, überredete den Claudius, eine Streitmacht dorthin zu entsenden.]

Dramatisches hatte sich vor der Einschiffung der Legionäre in Boulogne abgespielt. Die Soldaten hatten sich geweigert, ἔξω τῆς οἰκουμένης, außerhalb des *orbis terrarum*, zu kämpfen (CASSIUS DIO, 60, 19, 2). Nun jedoch hatte die römische Herrschaft den Weltsaum überschritten und wurde – nach Rückschlägen – in Britannien gefestigt und erweitert.⁸

Die Welt des Cunobelinus wurde damit zu legendärer (keineswegs: grauer) Vorzeit. Es gilt: „as the *Cymbeline* of Shakespeare’s drama, his name will be in the mouths of men as long as English literature endures.“⁹

Anmerkungen:

- 1) Alle Zitate aus *Cymbeline* entstammen der Ausgabe von John Pitcher in der Serie Penguin Classics, London 2015 (2005), die vom National Theatre benutzt und empfohlen wird. – Eine sehr hilfreiche Sammlung der antiken Quellen zu Britannien in englischer Übersetzung ist das Werk von Yvette Rathbone und D.W. Rathbone (ed.), *Literary Sources for Roman Britain*, Classical Teachers: LACTOR 11, 4. Aufl., London 2012 (1978).
- 2) Alle Zitate aus der *Historia* entstammen der Ausgabe von San-Marte (Pseud. für Albert Schulz), Halle 1854.
- 3) Patricia Southern, *Great Tales From British History – The Britons Challenge Rome*, The Hill Stroud, 2015, S. 27.
- 4) John Payne Collier, *The Works Of William Shakespeare*. The text formed from an entirely new collation

- of the old editions, Bd. 8, London 1843, S. 210, Anm. 8.
- 5) Die Ausgabe D.A.S. John Caesar, 55 & 54 BC Expeditions to Britain, Bristol Classical Press, London 2002 (1969) enthält eine Karte von Britannien als ‚insula natura triquetra‘ (Bell. Gall. V, 13, 1), S. 60. – Pomponius Mela (De Chorographia III, 50): ‚triquetra et Siciliae maxime similis‘.
 - 6) Paulina Kewes, Ian W. Archer, Felicity Heal, The Oxford Handbook of Holinshed’s Chronicles, Oxford, 2012, S. 538.

- 7) Die Strabo-Zitate entstammen der Ausgabe von A. Meineke, Geographica, Leipzig, Teubner, 1877, die im Internet auf der Seite perseus.tufts.edu reproduziert ist.
- 8) Die große Bedeutung dieses Vorgangs für Rom wird akzentuiert von Heinz Bellen in: Grundzüge römischer Geschichte. Zweiter Teil: Die Kaiserzeit von Augustus bis Diokletian, Darmstadt (Wissenschaftl. Buchgesellschaft) 1998, S. 55ff.
- 9) Thomas Hodgkin, The History of England from the Earliest Times to the Norman Conquest (The Political History of England Volume I), London/New York, 1906, S. 28.

CHRISTOPH WURM, Dortmund

Platon im Kuhstall oder: Ein Affe als Aufklärer

Versuch über Michael von Albrechts „Memoiren eines Affen“

MICHAEL VON ALBRECHT, der große Heidelberger Emeritus für Latinistik und neben vielen wegweisenden Werken Verfasser der monumentalen „Geschichte der römischen Literatur“, hat im Jahre 1989 eine lateinische Erzählung veröffentlicht,¹ die unter dem Titel *De simia Heidelbergensi* 2004 vom RUDOLF SPANN Verlag wiederaufgelegt wurde.² Dieser Beitrag will nicht nur an dies kostbare Kleinod neulateinischer Literatur, sondern auch an die ihm innewohnende und über alle märchenhafte Fiktion hinausweisende Aktualität erinnern.

I. Zur Hauptfigur der Erzählung

Held der Erzählung ist der aus APULEIUS Eselsroman bekannte Protagonist Lucius, der – nach seinem an Metamorphosen reichen Leben als Mensch, Esel und Isispriester – in von Albrechts fiktiver Fortsetzung nun in Gestalt eines Affen in die Welt der Moderne zurückkehrt.

Für diese Figur des (der) titelgebenden *simia Heidelbergensis* ist physisches Vorbild die Skulptur des sog. „Brückenaffen“ an der „Alten Brücke“ in Heidelberg,³ der den Vorübergehenden den Spiegel der Selbsterkenntnis vor Augen hält. Hauptsächlich in dieser Funktion lässt von Albrecht seinen Affen als Grenzgänger zwischen den Welten der Antike und Moderne auftreten.

II. Zum Inhalt

Diese kurze Inhaltswiedergabe hat den Zweck, den narrativen Kontext herzustellen, um nach

geleisteter Übersicht einzelne Aspekte hervortreten zu lassen. Wer über das bisweilen Versponnene, mitunter vielleicht gar Verzopfte und am Schluss allzu harmonisch Endende lächeln mag, möge daran denken, dass es sich zuvörderst um ein Märchen mit den ihm eigenen Konventionen handelt – indes steckt weit mehr an Gelehrtheit, Gattungsvielfalt und Aussagekraft in diesem *opusculum*, als eine bloße Paraphrase zu leisten vermag. *Quod erit demonstrandum*.

Das **erste Kapitel** setzt mit einer Briefformel ein: *L. SIMIUS LIBERATOR ATTICO S.* Der Adressat ist tatsächlich ATTICUS, der Freund und Verleger CICEROS. Ihm berichtet der Protagonist Lucius, wie dieselbe Neugier, die einst zu seiner Verwandlung als Esel geführt hatte, nun Ursache für seine Rückkehr in das Menschenleben geworden ist – obschon er mit einer ganzen Schar von Philosophen (u. a. EPIKUR, KLEANTHES, ZENON, PYTHAGORAS) in den himmlischen Gefilden der Seligen weilte. Nach einem Dialog mit PLATON selbst habe er sich entschlossen, seinen Weg auf die Welt als Affe anzutreten, nicht ohne sich ganz römisch-praktisch von Atticus ein Wegegeld mitgeben zu lassen. So gerüstet, sucht er die Insel der Zauberin Kirke auf, die ihn prompt in einen Affen verwandelt und Kleidung mitgibt. So steht der Affe plötzlich in bayrischen Lederhosen (*bracis e corio factis indutus more Bavarico*)⁴ vor der Peterskirche in Rom.

Das **zweite Kapitel** schildert, wie er, Bote aus einer anderen Kultur und Zeit, auf ihm unbekannte Dinge trifft, wie ein Musikabspielgerät, dessen Besitzer er für den Gott Pan hält, einen Omnibus, der ihm als Elefant bzw. Rhinozeros mit vier Rädern vorkommt, und eine TV-Fußballübertragung in einem römischen Café, welche Veranstaltung dem Lucius ein seltsamer religiöser Kult zu sein scheint, in dem die Epopten gebannt in eine *cista* sehen: *Hanc ad rem mirifice animus meus conversus est, quippe qui religionum atque omnis generis sacrorum cognoscendorum essem cupidissimus.*⁵

Nachdem ein „Guida“, ein Fremdenführer, erfolglos mit Lucius auf Italienisch, Englisch, Französisch, Spanisch und Deutsch zu kommunizieren sucht, trifft Lucius in einer Ecke des Cafés auf den lateinkundigen Pater Norbertus, der ihm wegen seiner Sehnsucht nach Wäldern empfiehlt, nach Deutschland zu reisen. Im **dritten Kapitel** weilt der per Eisenbahn angereiste Affe in Augsburg, wo er dank des *grammaticus* Strabo (gemeint ist Prof. WILFRIED STROH) in 15 Tagen, also einem „Affenzahn“ (*propter illam simiorum velocitatem*)⁶ Deutsch lernt. Strabo nimmt Lucius mit zu einer Terenzaufführung von Philologiestudenten in Heidelberg. Danach schlägt der Affe sich in die Wälder oberhalb des Neckars und wird dort Zeuge eines Gesprächs zwischen einem Liebespaar, der vor ihrem latinistischen Staatsexamen stehenden Candida und dem über die Göttin Isis promovierenden Felix. Der Affe weiß Hilfe in der Not, indem er Candida zur Verbesserung ihrer sprachlichen Fähigkeiten ein Buch des *Latinitas viva*-Verfechters CAELESTIS EICHENSEER schenkt, und dem Felix als ehemaliger Isispriester Wissen aus erster Hand vermittelt; prompt besteht Candida das Examen glänzend, und Felix kann seine Dissertation fertigstellen. Der Affe ist nun ferienreif und entschließt sich, statt der die Natur mit ihren Autoabgasen verpestenden Menschen die Weisheit der Tiere aufzusuchen, und zwar Ochsen und Kühe im Stall. Dieses **vierte Kapitel** wird unter der Rubrik „Platon im Kuhstall“ in Absatz III eine ausführliche Würdigung erfahren. Das **fünfte Kapitel** beschreibt des Affen Rückkehr nach Heidelberg, wo er erfährt, dass die Dissertation des Felix von Prof.

Aridus (Pseudonym für Prof. von Albrecht, das sich seinem Wohnort Sandhausen verdankt) aus zwei Gründen gerügt wurde. Einmal, weil sich in ihr ein aktualisierender Appell findet, wonach die Welt künftigen Generationen lebenswert hinterlassen werden soll, zum anderen, weil der Autor es gewagt hat, die Überlieferungslücken in den Quellentexten zum Isiskult selbst zu ergänzen und somit künftiger Forschung das Objekt genommen zu haben (... *non solum lacunas sed etiam ipsam scientiam sustulisti atque sepelisti*).⁷ Zu allem Überfluss hat Candida trotz ihres exzellenten Examens keine Anstellung als Lehrerin gefunden und muss sich von morgens bis abends in einer Computerfirma verdingen. Rasch keimt der Plan auf, sie aus den Fängen des als *pessimus* eingeführten Firmeninhabers (*Societatis Societatum Summus Magister*) zu befreien; Felix soll beim Kartenspiel mit diesem um die Seele der Candida spielen - Wetteinsatz sind drei antike Münzen aus dem Wegegeld des Atticus, die der Affe dem Felix zur Verfügung stellt.

Das **sechste Kapitel** erzählt von den wöchentlich stattfindenden Kartenabenden zwischen Felix und dem Firmeninhaber, der nach anfänglichem Gewinn einer Bronze- und Silbermünze im entscheidenden Wettkampf um einen Aureus verliert und seinen Spieleinsatz einlösen muss, nämlich die Befreiung aller geknechteten Computersklaven seiner Firma. Im **siebten und letzten Kapitel** behauptet der Firmeninhaber, er könne seine Angestellten nicht befreien; das müssten diese selbst tun, indem sie auf Lateinisch „Ich bin frei“ in ihren Computer tippen, und zwar geschlechtsspezifisch, also *Liber sum* bzw. *Libera sum*. Da er aber dafür gesorgt habe, dass an den Gymnasien kein Latein mehr gelernt werde, blieben sie auf ewig seine Arbeitssklaven. Da hilft der Affe, der in den Arbeitsraum der Angestellten stürmt und ihnen auf eine Tafel die lateinischen Befreiungssätze notiert – so erklärt sich seine Selbstapostrophen als *SIMIUS LIBERATOR* in der Briefformel des ersten Kapitels. Augenblicks vollzieht sich eine Massenmetamorphose: Der alte Glanz der Augen, gesunde Gesichtsfarbe und Fröhlichkeit der befreiten Angestellten kehren zurück, und es kommt zum *happy end*, bei dem der Besitzer flieht, Felix dessen Posten übernimmt, Candida

zu ihm zurückkehrt und auch Professor Aridus die Richtigkeit der Dissertationsthese des Felix über Isis anerkennt. Ein goldenes Zeitalter bricht an, mit Tierfrieden und Harmonie aller Menschen, die ohngeachtet ihrer Herkunft lateinische Lieder anstimmen: *Ibi vidimus novum caelum novamque terram. Nam in pratis cum luporum catulis agni, cum leonibus boves, cum vulpeculis gallinae ludebant. Homines autem nigri, albi, rubri, lutei, buxei omni superbia deposita saltantes carmina Latina cantabant.*⁸ Lucius indes kehrt in die Gefilde der Seligen zurück, nicht ohne dem Heidelberger Senat den Restbetrag von Atticus Wegegeld anzuweisen, auf dass ihm an der Alten Brücke ein Denkmal gesetzt werde.

III. Das zentrale Kapitel IV – Platon im Kuhstall

Kurz zum Kontext: Der Affe hatte gerade in den Wäldern von Heidelberg der Candida und dem Felix in ihren Bildungsnöten geholfen und begibt sich im Anschluss auf eine Urlaubsreise, bei der er Ochsen und Kühe (*boves*) aufsuchen will, da er vorbildliche Charakterzüge (*virtutes*) bei ihnen vermutet: Geduld bei Arbeiten (*laborum patientia*), Beständigkeit in ihrem Wesen (*ingenii constantia*), Gemütsruhe (*animi tranquillitas*) und daraus erwachsende königsgleiche Würde (*regalis quaedam dignitas*).⁹ Er wundert sich, keine dieser Tiere auf der Weide, in Gottes freier Natur, anzutreffen und begibt sich zu einem Stall, in dem er eine Menge von Kühen sieht und eine von ihnen so charmant wie gelehrt anspricht – in ovidischer Gelehrsamkeit lobt er erst ihre Schönheit, die bedeutender als die der Inachustochter Io sei, dann vergleicht er ihre Augen mit denen der kuhäugigen Hera. Auf seine Frage, warum sie sich nicht in der herrlichen Natur aufhielte, wedelt die Kuh zunächst nur kurz mit dem Schwanz, um schließlich aber doch gemächlich wiederkäuend zu antworten: Der Affe müsse von weit hergereist sein, weil er offenkundig nicht wisse, dass diese Art der Lebensführung im Stall die schönste und erspriesslichste sei – würdig dieser überaus glücklichen Zeitepoche. Das Rasseln der Ketten zeige ihnen, den Kühen, an, dass sie wahre Freiheit besäßen: Denn das elektrische Licht habe sie unabhängig vom Wechsel zwischen Tag und

Nacht, von Sommer und Winter gemacht, die Dauerbeschallung mit der Musik BACHS fördere ihre Milchproduktion, der Stall sei sauber, die automatischen Melkmaschinen befreiten sie von der direkten Herrschaft durch die Menschen, und außerdem befördere eine ständig durchlaufende Wasserrinne hygienisch jeglichen Mist weg. Was seien dagegen die angeblichen Freuden der Natur, wo man selbst mühselig das Gras rupfen und den Pflug ziehen müsse? Der Affe erinnere sie an ihre Kuhgroßmutter, die als *laudatrix temporis acti* in einer Ecke des Stalls stehend beständig lamentiert habe – bis sie den verdienten Lohn für ihre diesem glücklichen Zeitalter nicht angemessenen kritischen Einlassungen erhalten habe, nämlich die Notschlachtung. Im Übrigen seien die Erwähnungen des Affen von herrlichen Sonnentagen, plätschernden Quellen und saftigen Wiesen (*soles, fontes, prata*) reine Träume und Schäume (*somnia puto fabulasque*), die keinen Widerhall in der Wirklichkeit jenseits der Stallmauern fänden (*neque quicquam veri aut solidi praeter hoc stabulum esse credo*).¹⁰

Ist es zu weit hergeholt, in der in ihrer Beschränktheit glücklichen Kuh einen Widerschein der im platonischen Höhlengleichnis angeketteten Menschen zu sehen? Auch sie nehmen nur die Schatten der Dinge wahr, ohne sich ihrer Erkenntnisferne innezuwerden oder gar darunter zu leiden. Wie sie ist die stolz ruminierende Kuh der reinen Aisthesis verhaftet, ohne Chance auf Noesis, ja, gänzlich ohne Willen zur Schau der Wahrheit – unwillkürlich denkt man an SALLUSTS platonisch gefärbtes Wort von den *pecora, quae natura prona atque ventri oboedientia finxit*.¹¹ Wenn es von der Kuh heißt, *haud inhumane mugivit*,¹² dürfte das ein dezenter Hinweis darauf sein, dass der Leser es nicht nur *sensu proprio* mit einer Kuh zu tun hat, sondern dass sie *translate* nach Art einer Fabel oder Parabel stellvertretend für einen bestimmten Menschentypus steht, vielleicht den des modernen Arbeitnehmers und Konsumenten. Verwöhnt durch die Errungenschaften der modernen Technik merkt er gar nicht, wie sehr er Sklave eines ihn einhegenden Systems ist, wie sehr seine behauptete Freiheit eine Scheinfreiheit ist, wie er, analog zur Beschallung der Kuh mit Bach, durch raffiniert

zugeschnittene Angebote der Massenunterhaltung zu höherer Produktivität angeregt wird und seine Indienstnahme durch fremde Interessen noch als Glück empfindet. Dieser Typus sitzt einer Ideologie auf, die ihn zum Objekt fremder Interessen degradiert, ihm zugleich aber suggeriert, handlungsmächtiges Subjekt und souveräner Entscheider über das eigene Leben zu sein. Der französische Gesellschaftstheoretiker MICHEL FOUCAULT hat mit der Begriffszusammensetzung *gouvernementalité* eine bestimmte Regierungstechnologie und zugleich den durch sie bewirkten Bewusstseinszustand des modernen, in Industriegesellschaften lebenden Menschen beschrieben: Moderne Herrschaft muss sich zur Durchsetzung ihrer Interessen nicht mehr äußerer Gewalt bedienen, weil sie über medial vermittelte Dauerrepetition ihrer machtstabilisierenden Glaubenssätze die Einzelbewusstseine in ihrem Sinne zu formatieren vermag. Oder in den Worten von Foucault selbst: „In der weiten Bedeutung des Wortes ist Regierung nicht eine Weise, Menschen zu zwingen, das zu tun, was der Regierende will; vielmehr ist sie immer ein bewegliches Gleichgewicht mit Ergänzungen und Konflikten zwischen Techniken, die Zwang sicherstellen und Prozessen, durch die das Selbst durch sich selbst konstruiert oder modifiziert wird.“¹³ Ob Michael von Albrecht bei der Abfassung seiner Geschichte Rezipient der Ideen Foucaults war, spielt keine Rolle – bemerkenswert ist, wie er seine gesellschaftsanalytischen Einsichten in die aufklärerische Form der Fabel gekleidet hat. Hübsch ist, wie die vom Affen zunächst so hoch eingeschätzten *virtutes* der *boves ad absurdum* geführt werden: Unter den Bedingungen undurchschaubarer Fremdbestimmung und freiwilliger Selbstversklavung erscheinen die vorher geschätzten Haltungen der *laborum patientia*, *ingenii constantia* und *animi tranquillitas* nun als schlafmützige Quietismen unaufgeklärter Rindviecher. Die Kapitelüberschrift *De boum philosophia – qui et κατάβασις* macht deutlich, dass der Besuch im Stall als dystopische Allegorie der Moderne einen Unterweltsgang darstellt. Dass die Fabel von der dummen Kuh auf die Gegenwart übertragen werden soll, belegt das unmittelbar anschließende Klagelied, das der Affe auf Deutschland anstimmt:

O Germania, terra quae
 olim cara poetis
 mater tu sapientium,
 ars qua musica nata est:
 silvis orba tuis, anus
 crines ut spoliata,
 obtuso data militi
 cauponique procaci
 heu quam es dissimilis tui,
 sectans commoda vitae!
 Nam caelestia sunt tibi
 non iam carmina curae,
 nec cernunt oculi tui,
 quid pulchrum, quid honestum,
 nec sanctae sapientiae
 vocem surdior audis.
 Soli dedita tu lucro
 quid non, impia, vendis?¹⁴

[O Deutschland, Land, das einst den Dichtern teuer war, Mutter du der Denker, wo die Kunst der Musik geboren ward: Beraubt bist du deiner Wälder, gleich einer Greisin ohne Haupthaar, ausgeliefert einer abgestumpften Militaristenscholar und frechen Schankwirten. O weh, wie bist du dir selbst unähnlich, indem du immerzu den angenehmen Seiten des Lebens folgst? Denn die himmlischen Lieder liegen dir nicht mehr am Herzen, und deine Augen erkennen nicht, was schön, was anständig ist, und nicht hörst du allzu taub geworden auf die Stimme der heiligen Weisheit. Hingegeben einzig dem Gewinnstreben, womit treibst du keinen Ausverkauf, pflichtvergeßenes Land?] (Übersetzung: M. Lobe)

Es dichtet der Affe, und doch vermeint man durch sein Klagelied hindurch die Kritik des Zeitgenossen Michael von Albrecht an der BRD der 80er Jahre zu vernehmen: Das Land der sog. Dichter und Denker, der großen Musiker, kümmert sich nicht mehr um Ästhetik, Moral und Geist (*nec cernunt oculi tui, | quid pulchrum, quid honestum, | nec sanctae sapientiae | vocem surdior audis*), sondern hat sich einer militaristischen Grundhaltung (*obtuso data militi*), der Vergnügungssucht (*sectans commoda vitae*) und schamlosem Gewinnstreben verschrieben (*Soli dedita tu lucro | quid non, impia, vendis?*). Dafür nimmt dieses Land in Kauf, dass seine Wälder sterben (*silvis orba tuis*). In diesen Versen spiegeln sich

typische Themen der BRD vor rund 30 Jahren: Das Phänomen des Waldsterbens, die Nachrüstung des NATO-Doppelbeschlusses als Folge der Angst vor einem Atomkrieg zwischen West und Ost, die Einführung des Privatfernsehens nach angloamerikanischem Vorbild, neue Formen der Kommerzialisierung, die beginnende Hegemonie des Neoliberalismus angloamerikanischer Prägung (RONALD REAGAN, MARGRET THATCHER) und eine die Apokalypseängste kompensierende Spaßmentalität, wie sie sich etwa in sinnfreien Texten der „Neuen Deutschen Welle“ niederschlug. Als Kritiker seiner Gegenwart, wenn auch verlarvt in der Erzählerfigur des äffischen Wiedergängers aus der Antike, erweist sich von Albrecht auch in der Zeichnung des despotischen Inhabers der Computerfirma.

IV. Der *Societatis Societatum Summus Magister*

Der mächtige Computerunternehmer, bei dem Candida sich verdingen muss, ist eine Art Karikatur eines Musterkapitalisten: Als Kaufmann und Herr über die Maschinen (*mercatorum et dominum earum machinarum*) ist er zugleich der mächtigste Mann der Welt (*omnium terrarum potentissimus*),¹⁵ dessen Geschäftsmodell es ist, Computer nicht zu verkaufen, sondern zu vermieten.

Er tritt dem Felix bei den Kartenspielen in großer Arroganz gegenüber, wenn er ihn als *omnium pauperrime*¹⁶ anredet. Zudem ist er von Habgier förmlich zerfressen, wie sein Gebaren vor dem entscheidenden Spiel um die Goldmünze zeigt: Er ist ungeduldig (*impatientem morae*), brennt vor fieberhafter Spielleidenschaft (*ardentissima febris aestuantem, ludendi cupiditate flagrantem*), wobei sich seine innere Unruhe im Äußeren spiegelt: Er geht hektisch auf und ab (*circum conclave errabat*) und reibt sich gierig die Hände (*tum subridens manum manu perfri-cabat*), bevor er mit geheuchelter Gelassenheit (*trepidatione dissimulata*) den Felix empfängt, der gleichwohl die große innere Anspannung seines Gegners am Zittern der Hände bemerkt (*digitos tremuisse non fugit adolescentem*).¹⁷ Nicht zuletzt verrät der Unternehmer sich als nackter Materialist, der an die Existenz einer Seele nicht glaubt, also selbst als seelenlos erscheint. Das wird

deutlich in seiner Entgegnung auf den Vorwurf des Felix, er habe der Candida die Seele geraubt: „*Animam? Nugas loqueris. Quam obsoletis iuventus ista utitur verbis! Sed animae cum non sint, facile animam illam concedere tibi possum.*“¹⁸ Geradezu als Abbild des Teufels erweist er sich, wenn er in diabolischer Weise die Einlösung der abgemachten Spielschuld von sich weist: Da er dafür gesorgt habe, dass das Schulfach Latein an Gymnasien nicht mehr gelehrt wird, hätten seine Angestellten keine Chance auf Entkommen aus ihrer traurigen Jobhölle mehr, da die große Escape-Taste nur durch den nicht mehr gelernten Gebrauch lateinischer Formulierungen betätigt werden kann.

Ist diese fiktive Figur des Computerpotenten eine satirische Überzeichnung, oder ist mit ihr ein realer Typus zur Kenntlichkeit entstellt? Von Albrecht könnte an den jungen BILL GATES gedacht haben, der Mitte der 1980er Jahre aggressiv die Marktanteile seines Unternehmens Microsoft ausbaute und es tatsächlich für lange Zeit zu einer weltumspannenden Monopolstellung führte; viele Jahre führte Gates die Forbes-Liste der reichsten Menschen der Welt an (übrigens auch 2015 wieder).¹⁹ Und wenn man will, kann man Michael von Albrecht auch seherische Qualitäten attestieren: Weist die beschriebene Lust am riskanten Wettpokern des *Summus Magister* nicht kongenial voraus auf das Gebaren der Akteure des sog. „Kasino-Kapitalismus“, die mit ihren spekulativen Transaktionsgeschäften die Finanzkrise 2006 ausgelöst haben? Für den Fall, dass ein Leser die Volte, wonach Albrechts Karikaturskapitalist an den Gymnasien Latein als Unterrichtsfach hintertrieben hat, als bloß satirische Schwarz-Weiß-Zeichnung und Alarmismus auffasste, möge er belehrt werden durch das 2009 erschienene Buch „Globale Eliten, lokale Autoritäten. Bildung und Wissenschaft unter dem Regime von PISA, McKinsey & Co.“ aus der Feder des Soziologen RICHARD MÜNCH. In ihm wird analysiert, wie eine ‚Weltkultur‘, repräsentiert durch Managementeliten und Unternehmensberatungen wie McKinsey oder ROLAND BERGER, für eine „globale Homogenisierung von Leitbildern sorgt“²⁰ und zugleich gewachsene nationale Traditionen systematisch delegitimiert:

„Die Bildung wird den nationalen Eliten (also den Lehrerverbänden, den Bildungspolitikern der Parteien und den Ministerialbeamten) von einer transnationalen Koalition aus Forschern, Managern und Unternehmenberatern aus der Hand gerissen. (...) Das alte Paradigma, in dem Bildung als Kulturgut und Fachwissen verstanden wurde, wird nun vollständig durch ein neues, ökonomistisches Leitbild abgelöst.“²¹ Und weiter Münch: „Die Vielsprachigkeit ist heute ein strukturelles Hindernis für die Bildung von Humankapital, da sie Schüler und Studenten zwingt, viel Zeit mit dem Eintauchen in verschiedene Kulturen zu ‚verschwenden‘, Zeit, die dann für die schnellstmögliche Aneignung technischer Kompetenzen fehlt, mit denen man sich in der zunehmend homogenisierten globalen Wissensgesellschaft behaupten kann, die nur eine Sprache spricht: die englische.“²²

V. Die Rolle der lateinischen Sprache in den „Memoiren des Affen“

Der lateinischen Sprache wird in den „Memoiren des Affen“ eine wichtige Rolle zugeschrieben: Nicht nur ermöglicht sie als *viva vox* eine zeitenübergreifende Kommunikation (zwischen dem *native speaker* Lucius und Pater Norbertus), sondern hilft auch der Candida beim Bestehen ihres Staatsexamens und führt letztlich gar zur Befreiung der geknechteten Computerangestellten. Am Ende des letzten Kapitels weist Lucius das auf ihn gemünzte Lob des Felix zurück, indem er das wahre Verdienst der Befreiung der lateinischen Sprache zuerkannt wissen will, die über aufklärerische, befreiende und emanzipatorische Kraft verfüge:

*Lauda grammaticam quoque
sermonemque Latinum,
qui nexos reteggit dolos,
fraudes dissipat omnes;
qui te compede liberat,
multis reddit amicum;
quo doctus sapere ausus es
fregistique catenas,
stans ut iudicio tuo
tu mendacia vincas.*²³

[Preise auch die Grammatik und die lateinische Sprache, die geknüpften Fallstricke aufdeckt und

alle Täuschungsversuche zertrümmert; sie befreit dich von der Fußfessel und macht dich vielen zum Freund; durch sie unterrichtet, hast du es gewagt, dich deines Verstandes zu bedienen und hast die Ketten zerbrochen, so dass du zu deiner Urteilskraft stehend über die Täuschungen siegst.] (Übersetzung: M. Lobe)

VI. Zur Gattungsfrage

Die kleine Schrift vom Heidelberger Affen ist eine kunterbunte Kreuzung verschiedener Gattungen. Eine erste Zuordnung nimmt der Affe als Autor selbst vor, wenn er im ersten Kapitel in livianischem Sprachduktus von einem **Lebensrückblick** im Stile von *CAESARS commentarii* spricht: *Diu multumque dubitavi, mi Attice, facturusne operae pretium essem, si memoriam vitae meae proderem; nuper vero cunctis hominum ceterorumque animalium suffragiis SIMIUS LIBERATOR consalutatus adesse tempus, quo Iulii Caesaris exemplo commentarios scriberem, sensi.*

Zugleich handelt es sich um die **Fortführung von Apuleius Eselsroman** – garantiert durch die Figur des Lucius, der sich einer neuen Metamorphose unterzieht, wenn er als Affe in die Welt der Moderne zurückkehrt. Bereits die kurze Praefatio zitiert mit der Aufforderung *Lector intende: laetaberis* wörtlich aus dem Prolog von Apuleius *Metamorphoseis*.

Ganz ohne Zweifel weist das Büchlein **Elemente des Schelmenromans** auf: Der Ich-Erzähler Lucius ist als Affe, Bote aus der Antike und Lateinsprecher *a priori* ein Fremdkörper in der Welt der Moderne, durchläuft genretypisch viele gesellschaftlichen Schichten (von der Welt des fußballschauenden Volks bis zu Professoren und Unternehmern) und beobachtet befremdet und amüsiert zugleich die seltsamen Auswüchse der Moderne, der er einen Spiegel vorhält. Er ist wie sein Vorbild des Picaro ständig auf Reisen (Rom, Augsburg, Heidelberg), erlebt die verschiedensten Abenteuer und weiß sich gewitzt aus allen Krisensituationen zu retten.

Aber in von Albrechts Erzählung finden sich auch **Elemente des Dystopischen**, jedenfalls wenn man, wie hier geschehen, die Stallepisode als kritischen Blick auf Züge der Gegenwartsgesellschaft auffasst und die Machenschaften

des Computerunternehmers als Reflex auf Auswüchse einer deregulierten Ökonomie liest. Die Dystopie²⁴ entwirft ein zukunfts pessimistisches Szenario einer Gesellschaft, die sich zum Negativen entwickelt. Dazu bedient sie sich oft eines Außenseiters, um an seinem exemplarischen Beispiel die Folgen gesellschaftlicher (Fehl-)Entwicklungen aufzuzeigen. Genrekonstitutiv ist die Darstellung einer repressiven bzw. diktatorischen Herrschaftsform. Beides findet sich: Die Kuh im Stall merkt nicht, dass sie die Freiheit verloren hat und reines Objekt der Gewinnmaximierung ist; der Computerunternehmer trägt tyrannische Züge im Umgang mit seinen versklavten Angestellten. Ein weiteres Merkmal der Dystopie ist die Verbannung der natürlichen Umwelt aus dem Alltag – die Kuh kennt keine freie Natur, die Angestellten des *Summus Magister* arbeiten in der freudlosen Atmosphäre einer Halle (*aula*) von früh bis spät vor den Computern.²⁵ Dementsprechend wächst der unberührten Natur die Funktion eines Gegenbildes zu, das den Wunsch nach Freiheit symbolisiert – repräsentiert durch die Naturverbundenheit des *SIMIUS LIBERATOR*. Letztlich hat die Dystopie eine konservative Intention, so auch diese Erzählung, die implizit eine für die Tiere ursprüngliche Freiheit in der Natur und menschenwürdige Arbeitsbedingungen postuliert.

Formal handelt es sich bei den „Memoiren des Affen“ wegen der Mischung aus Prosa und eingesprengten Gedichten um eine **menippeische Satire**. Als poetische Formen finden sich das Epigramm²⁶, ein Wechselgesang der Liebenden Felix und Candida nach Art des HORAZ c. 3, 9,²⁷ ein Klagelied über Germania,²⁸ ein Epithalamion des Professor Aridus auf Felix und Candida²⁹ und zu guter Letzt ein Hymnus auf die emanzipatorische Kraft der lateinischen Sprache.³⁰

Aber auch **Momente märchenhaften Erzählens** fehlen nicht, wie die Dreizahl der antiken Münzen beweist, die Schwarzweißzeichnung des Unternehmer-Bösewichts und das *Happy End*. Außerdem ist dieses Kabinettstückchen neulateinischer Erzählkunst zugleich eine **autobiographische Hommage** des Autors von Albrecht an Weggefährten seines wissenschaftlichen Lebens, wie z. B. Prof. WILFRIED STROH (alias *gramma-*

ticus Strabo) und die Fraktion der Vertreter der *Latinitas viva* wie Pater SUITBERTUS SIEDL (alias *Pater Norbertus*) und Pater CAELESTIS EICHENSEER (alias *Pater Cyaneus Dryolimnius Saravipontanus*).

Und wer will, kann den *libellus* auch als **Protreptikos** für den unvergänglichen aufklärerischen und ästhetischen Wert der Universal-sprache Latein auffassen.

VII. Schluss

Insgesamt handelt es sich um ein so gelehrtes wie vergnüglich zu lesendes *opusculum*, das sich durch seinen Reichtum an Phantasie, Gelehrtheit und gesellschaftskritischer Reflexion würdig an die Werke der anderen beiden neulateinischen Größen aus Baden-Württemberg anschließt, an den Tübinger Indologen HERMANN WELLER (1878-1956) und JOSEF EBERLE (1901-1986), den langjährigen Herausgeber der Stuttgarter Zeitung.

Anmerkungen:

- 1) Michael von Albrecht: *L. Simii Liberatoris commentariorum libri VII*. In: Michael von Albrecht: *Scripta Latina*, Frankfurt a. M. 1989, S. 91–124.
- 2) Vgl. A. Fritsch: Der Heidelberger Affe ist wieder da, *Forum Classicum* 47,3 (2004), S. 264.
- 3) Vgl. praefatio: *Simiae effigiem in ipso Pontis antiqui Heidelbergensis aditu positam quis non novit?* Den sog. „Brückenaffen“ ließ der Bildhauer Gernot Rumpf 1979 in Bronze wiederauferstehen, nachdem Kurfürst Karl Theodor 1788 beim Neubau der zerstörten Brücke dies Wahrzeichen nicht mehr berücksichtigt hatte.
- 4) S. 11, hier und künftig zitiert aus der Ausgabe des Rudolf Spann Verlages.
- 5) S. 15.
- 6) S. 20.
- 7) S. 31.
- 8) S. 44.
- 9) Alle Belege auf S. 25.
- 10) Alle Zitate auf S. 27.
- 11) Sallust, *Cat.* 1,1.
- 12) S. 25.
- 13) Foucault, Michel: *About the Beginning of the Hermeneutics of the Self*. In: *Political Theory* 21, 1993, S. 203 in der Übersetzung von Thomas Lemke.
- 14) S. 28.
- 15) Alle Zitate S. 33.

- 16) S. 35.
- 17) Alle Zitate S. 38.
- 18) S. 35.
- 19) Vgl. <http://www.forbes.com/billionaires/list/36/#version:static> (Aufruf vom 14.11.2015)
- 20) Richard Münch, Globale Eliten, lokale Autoritäten. Bildung und Wissenschaft unter dem Regime von PISA, McKinsey & Co., Frankfurt a. M. 2009, S. 9.
- 21) Richard Münch, op. cit. S. 30.
- 22) Richard Münch, op. cit. S. 36.
- 23) S. 45.
- 24) Der Begriff der Dystopie findet sich in der Literaturwissenschaft zum ersten Mal in Negley und Patricks 1952 erschienener Anthologie „Quest for Utopia“, wo sie auf S. 298 in Bezug auf Joseph

Halls 1605 erschienenen Werk feststellen: „The *Mundus Alter et Idem* is utopia in the sense of nowhere; but it is the opposite of eutopia, the ideal society: it is a dystopia, if it is permissible to coin a word.“

- 25) Vgl. das Beispiel der Candida, S. 33: *Ibi a mane ad vesperum sedet, cistae cuidam lucenti inserviens, nil nisi illam intuens, pallido vultu, nullo exhilarata risu.*
- 26) S. 20, 21, 32.
- 27) S. 21f.
- 28) S. 28.
- 29) S. 44f.
- 30) S. 45.

MICHAEL LOBE, Bamberg

Die wiederbelebten Nemeischen Spiele

Allgemeine Informationen

WAS: Die neuen Nemeischen Spiele [[gegründet 573 v.Chr.]] sind ein Versuch, die antiken Feste, die wie die Olympischen Spiele auf sportlichen Wettkämpfen basierten, wieder zum Leben zu erwecken. Es gibt Laufwettbewerbe für Teilnehmer aus der ganzen Welt mit einem Alter von mindestens acht Jahren und keinem Limit nach oben. Der Stadionlauf hat eine Länge von 90 Metern, die Teilnehmer werden nach Alter und Geschlecht in Gruppen von je zehn Läufer/innen eingeteilt. Diese Rennen sind das Hauptereignis einer ganztägigen Zusammenkunft von tausenden Zusehern aus der ganzen Welt. Zwischen den Rennen gibt es Darbietungen von Musik- und Tanzgruppen aus der Region. Am späten Nachmittag gibt es noch ein Rennen über 7,5 Kilometer, genannt „Die Fußstapfen des Herakles“, vom antiken Tempel in Kleonai zum antiken Stadion in Nemea. Das Ziel dieser Veranstaltung ist ein internationales Festival für jedermann im Geist der Verbrüderung auf dem antiken Boden, auf dem erstmals die Idee, Krieg durch athletische Wettkämpfe zu ersetzen, verwirklicht wurde [[diese Interpretation ist modern. Bei den panhellenischen Spielen gab es die *ekecheiria*, die nicht mit *eirene*, *pax* gleichzusetzen ist]].

WO: Das antike Nemea befindet sich etwa 25 Kilometer südwestlich von Korinth im nordöstlichen Teil der Peloponnes, am Fuß der Arka-

dischen Berge in einer Seehöhe von etwa 340 Metern. Die Durchschnittstemperaturen sind etwas geringer als im Rest Griechenlands, wir können tagsüber am 11. Juni warmes, aber nicht wirklich heißes Wetter erwarten. Die Nächte können noch etwas kühl sein.

WIE: Das Festival findet im antiken Stadion von Nemea (erbaut um 330 v. Chr.), welches sich am Ostende der modernen Stadt Ancient Nemea befindet, statt. Die Teilnehmer laufen barfuß und tragen weiße Tuniken (antiker *chiton*) anstelle der früher üblichen Nacktheit. Sie ziehen sich im ältesten bekannten Umkleideraum [[*apodyterion*]] in der Geschichte der Menschheit um. Danach schreiten sie durch den antiken restaurierten Tunnel und bemühen sich dabei, nicht die von den Athleten vor 2.300 Jahren eingeritzten Graffiti zu beschädigen und auch keine eigenen hinzuzufügen. Am Ende des Tunnels wartet jeder Teilnehmer, bis sein Name vom Herold aufgerufen wird, und läuft anschließend zur Rennbahn. Die Läufer versammeln sich am Start bei den Schiedsrichtern, die – wie in der Antike – schwarze Kleidung tragen, und ziehen Steine mit der Nummer ihrer Laufbahn aus einem Helm. Danach begeben sie sich zu original erhaltenen Start[[schwelle]] und verankern ihre Zehen in denselben steinernen Rillen, in die auch ihre antiken Vorläufer die

ihren setzten. Nach dem Signal *poda para poda* (auf die Plätze) – *ettime* (fertig) – *apite* (los) fällt die rekonstruierte Startvorrichtung zu Boden und das Rennen beginnt. Läufer, die zu früh starten, werden von den Schiedsrichtern genauso wie in alten Zeiten gezüchtigt [[die Züchtigung erfolgt durch die *mastigophoroi*]].

Dem Gewinner jedes Rennens wird – wie in der Antike – als Zeichen des Sieges ein Band um den Kopf gewunden und ein Palmzweig überreicht. Am Ende des Tages erhält jeder dieser Sieger eine Krone aus wildem Sellerie [[*selinon*: Sellerie, Eppich, Petersilie]], wie alle seine Vorgänger vor 2300 Jahren. Während der Rennen lagern sich die Zuseher und alle Athleten, die schon gelaufen sind oder noch laufen werden, rund um das Stadion. Manche sitzen auf den wenigen, noch erhaltenen steinernen Sitzen, andere auf modernen Sitzgelegenheiten. Die meisten jedoch benutzen die überall verstreuten Teppiche oder Decken, wie es der alte Brauch war.

WANN: Die Rennen finden am **11. Juni 2016** statt. Die Teilnehmer müssen sich spätestens bis zum **1. Mai 2016** anmelden. Es sind keine Teilnahmegebühren zu zahlen. Alle Läufer müssen sich am **11. Juni** um 8.00 Uhr vor dem antiken Umkleideraum einfinden, um ihre genaue Startzeit zu erfahren. Ausgenommen sind diejenigen, die die Startzeit schon per e-mail erhalten haben. Teilnehmer unter 18 Jahren, die nicht von Eltern oder Aufsichtspersonen begleitet werden, müssen eine Einverständniserklärung eines Elternteiles vorweisen. Sie werden während des ganzen Tages von Lehrern aus der Region beaufsichtigt.

MEDIZINISCHE VERSORGUNG: Es gibt mehrere Ärzte in unmittelbarer Nähe, das Gesundheitszentrum von Nemea befindet sich etwa vier Kilometern vom Stadion entfernt. Zusätzlich gibt es am 11. Juni direkt im Stadion eine Erste-Hilfe-Station.

TRANSPORTMITTEL: Für die Reise nach Griechenland und innerhalb des Landes sind die Teilnehmer selbst verantwortlich. Die *Society* stellt Shuttlebusse nach Nemea von Navplion über Argos und Mykenae, sowie von Loutraki über Korinth am 11. Juni zur Verfügung. Details dazu werden im Mai 2016 den registrierten Teilnehmern bekanntgegeben.

Die Anreise von Athen kann mittels Privatauto, Taxi, öffentlichen Bussen oder mit dem Vorortzug („*prostiakos*“) erfolgen. Öffentliche Busse fahren fünfmal am Tag von der Station „Kefissou“ im Westen Athens nach Nemea. Die Fahrt dauert etwa zwei Stunden und kostet EUR 12,40. Bitte geben Sie unbedingt **Ancient Nemea** als Station an. Mit „Nemea“ ist lokal die neue Stadt Nea Nemea gemeint, welche sich 5,5 Kilometer vom „Ancient Nemea“ mit dem Stadion befindet. Mit dem Privatauto oder Taxi (kostet etwa EUR 160,-) dauert die Fahrt etwa 1,5 Stunden vom Zentrum Athens. Die Route führt über die Autobahn Richtung Korinth (Maut: EUR 2,10 und 1,80). Gleich nach Korinth teilt sich die Autobahn. Hier links Richtung Tripolis abbiegen (Maut EUR 2,50). Nehmen Sie die zweite Abfahrt nach der Mautstation „Ancient Nemea“. Danach werden Sie von Schildern zur Ausgrabungsstätte und zum Museum geleitet.

Der Vorortzug (*prostiakos*) fährt vom Zentrum Athens und vom Flughafen in Richtung Korinth und Kiato. Auf der Website (<http://www.trainose.gr/en>) finden Sie Fahrpläne und Preise. Von der Bahnstation Korinth fahren Taxis nach Nemea (EUR 25 bis 30).

UNTERKUNFT: Für die Unterkunft müssen die Teilnehmer selbst sorgen. Unbegleiteten Teilnehmern unter 18 Jahren vermittelt die *Society* für die Nacht zum 11. Juni Quartiere bei Familien vor Ort. Entsprechende Anfragen sind bitte bis spätestens 1. Mai 2016 schriftlich an die *Society* zu richten. Eine Liste von Hotels in der Region finden Sie unter: <http://nemeangames.org/run/accommodations.html>.

VERPFLEGUNG: Alle Teilnehmer am Rennen werden im Rahmen eines Festes nach den Wettkämpfen von den Einwohnern Nemeas eingeladen. Alle anderen finden in und um Nemea ausreichend Tavernen/Restaurants und auch Lebensmittelgeschäfte.

SEHENSWERTES: Neben dem Stadion selbst die Ausgrabungsstätte mit dem Zeus-Tempel, antiken Bädern und das Museum (alle etwa 400 Meter vom Stadion entfernt). Filme über antike sportliche Wettkämpfe können Sie im Büro der *Society*, etwa 500 Meter vom Stadion gelegen, sehen.

Ungefähr fünf Kilometer westlich des Stadions, Richtung Nea Nemea, finden Sie die pittoreske

mittelalterliche Kirche *Panaghia tou Vrachou*, die sich an eine steile Felswand klammert. Neun Kilometer nördlich des Stadions befindet sich die antike Stätte von *Phlious*, einem weitgehend noch nicht ausgegrabenen Stadtstaat, dessen Theater noch zu sehen ist. Weiter westlich gibt es noch die moderne Stadt *Aidonia*, aus deren bronzezeitlichem Friedhof viele Exponate des Museums in Nemea stammen.

Im nächsten Tal östlich vom Stadion liegen die ebenfalls noch nicht ganz ausgegrabenen Reste der antiken Stadt *Kleonai*. Zu sehen ist der Herakles-Tempel mit einem großen Fragment der Kultstatue. Hier befindet sich der Start des 7,5 Kilometer-Rennens nach Nemea.

Südöstlich von Nemea über der Bahnstation liegt *Dervenaki* (6,8 km vom Stadion), wo der griechische Held und Freiheitskämpfer *KOLOKOTRONIS* in der vielleicht wichtigsten Landschlacht des griechischen Freiheitskrieges im Jahr 1822 siegte. Sein Denkmal aus weißem Marmor ist ein auffallendes Wahrzeichen.

Schließlich bietet der charakteristische, oben abgeflachte und 873 Meter hohe Berg *Phoukas* (in der Antike *Apesas*) etwa sechs Kilometer nördlich des Stadions dem geübten Wanderer einen wunderbaren Blick über die nordöstliche Peloponnes.

Weitere Sehenswürdigkeiten der Region

Mehrere wichtige archäologische Stätten finden sich nur wenige Fahrminuten von Nemea entfernt. Sie sind hier in alphabetischer Folge aufgelistet.

ARGOS: (20 km süd[[öst]]lich). Teile der antiken Stadt und ihr Theater wurden ausgegraben.

Das archäologische Museum im Zentrum der Stadt enthält wichtiges Material speziell aus der prähistorischen und geometrischen Periode. [[Sehenswerte Akropolis]]

ALT-KORINTH: (20 km. nordöstlich). Das Zentrum der antiken Stadt, die schon vom Apostel Paulus besucht wurde, ist freigelegt ... Das Museum spiegelt den Reichtum von Korinth in zwei besonderen Epochen wider: der archaischen und der römischen.

EPIDAUROS: (30 km nordöstlich). Das Heiligtum des Asklepios ist berühmt für sein Theater, genauso schön sind allerdings auch seine

anderen Bauten und viele Details im Museum. Ebenfalls ist sein mit Nemea etwa gleich altes Stadion erwähnenswert.

ISTHMIA: (30 km nordöstlich). Das Heiligtum des Poseidon veranstaltete – wie Nemea – Spiele, die ebenfalls zu den panhellenischen Spielen zählten. Das kleine Museum zeigt einige Zahnräder, welche zu den Überresten eines frühen, jedoch anscheinend nicht erfolgreichen Startmechanismus gehören, die man auf dem Ausgrabungsgelände sehen kann.

LERNA: (30 km südlich). Ein sehr wichtiger Ort für die Architektur der frühen Bronzezeit.

MYKENAE: (10 km südlich). Dieser Ort gab einer goldenen Epoche der prähistorischen Zivilisation seinen Namen. Hier steht der Palast des *AGAMEMNON*; das massive Löwentor und die faszinierenden Tholosgräber sind seine Höhepunkte.

NAVPLION: (30 km südsüdöstlich). Die mittelalterlichen Befestigungen über der Stadt sind seine eindrucksvollsten Überreste. Das archäologische Museum am Hauptplatz zeigt wichtige prähistorische Funde.

TIRYNS: (25 km. südsüdöstlich). Eine mit Mykenae gleichzeitige, diesem jedoch anscheinend untertan gewesene prähistorische [[mykenische]] Stätte mit beeindruckenden zyklischen Verteidigungsmauern.

WEIN: Außer für seine Altertümer ist die Region Nemea auch für ihre hervorragenden Weine bekannt. Vor allem für die nur hier heimische *Agiorgitiko* (St. Georgs)-Traube, auch „Blut des Herakles“ genannt. Der vielfach preisgekrönte Rotwein aus dieser Traube ist sehr würzig mit einer ausgeprägten Pflaumennote. Er ist säurearm, sehr fruchtig und von einem tiefen Rot. In den letzten Jahren wurden dem lokalen Repertoire einige ebenfalls sehr gute Weiß- und Roséweine hinzugefügt. Es gibt hier viele Kellereien – die meisten davon in Familienbesitz – , die dem Publikum täglich für Verkostungen und Verkauf offen stehen.

Informationstext der Society for the Revival of the Nemean Games, Postfach 2016, GR-20500 Nemea, Greece, mitgeteilt von

WOLFGANG J. PIETSCH
und ergänzt [[...]] von INGOMAR WEILER

Dank an den Architekten des FORUM CLASSICUM

Prof. ANDREAS FRITSCH wird mit Heft 1/2016 nach 25 Jahren harter Arbeit die Schriftleitung des FORUM CLASSICUM niederlegen; er hat dann genau 100 Hefte des altsprachlichen Periodikums in Deutschland erfolgreich betreut. Diese Leistung ist einen Rückblick wert. Das FORUM CLASSICUM hat eine nicht unbedeutende Geschichte; sie ist eng mit dem Wirken von Andreas Fritsch verbunden. Als er die Schriftleitung 1991 übernahm, erschien das Periodikum noch in der unansehnlichen, schmalen Form des „Mitteilungsblattes des Deutschen Altphilologenverbandes“. In diesen Heften waren gewiss auch bereits gute Beiträge veröffentlicht, aber in einer anspruchslosen Gestaltung, auch ohne alle Bilder. Dazu kam, was das Schwerwiegendste war, die Publikation lag in der redaktionellen und drucktechnischen Betreuung eines Verlages, deren Kosten Jahr für Jahr zusammen mit den Versandkosten 40.000 DM überstiegen. Das hatte zur Folge, dass, als ich 1993 das Amt des Bundesvorsitzenden übernahm, der Kassenswart die ernüchternde und zugleich erschütternde Feststellung machte, der Bundesvorstand sei zahlungsunfähig. Der Verband war tief in die roten Zahlen geraten. Die Fortführung des Periodikums schien ebenso unmöglich wie die Abhaltung eines weiteren Bundeskongresses. Eine Notsitzung in Berlin konnte erreichen, dass die Vorsitzenden der größeren Landesverbände dankenswerterweise beträchtliche Sonderzahlungen zur Stütze boten, vor allem aber dass per Beschluss das Periodikum aus der Abhängigkeit jenes Verlages gelöst wurde.

Die redaktionelle Gestaltung oblag von da an allein dem Schriftleiter, dem in RÜDIGER HOBOHM ein tüchtiger Fachmann in der Layoutierung zur Seite gestellt wurde. Dazu konnte der Verband nun eigenständig Werbeaufträge aller Verlage akquirieren. Michael Hotz erwies sich hier als genialer „Eintreiber“ von immer häufigeren Werbeschaltungen. Für die Drucklegung wurde die Fa. BÖGL DRUCK in Niederbayern gewonnen. Die Herstellung- und Versandkosten

pro Jahr verringerten sich durch diese Maßnahmen in ganz erheblicher Weise. Das Periodikum erhielt auch ein total anderes Erscheinungsbild mit dem römischen Schulrelief auf dem Frontispiz; dazu den neuen Namen: „FORUM CLASSICUM, Zeitschrift für die Fächer Latein und Griechisch an Schulen und Universitäten“, also einen griffigen Titel, den Andreas Fritsch „erfunden“ hat. Durch die neuen Werbeeinnahmen und die Erträge der Werbungen im erstmals beim Kongress in Bamberg 1994 eingesetzten Kongressbegleiter wurde die Verbandskasse schnell wieder zu schwarzen Zahlen gebracht, so dass die folgenden Kongresse in Jena, Heidelberg, Marburg usw. in immer größerem Umfang (zuletzt mit an die 1000 Teilnehmern) abgehalten werden konnten. Das FORUM CLASSICUM erwies sich zugleich als das Ergebnis und das Mittel der Revitalisierung des Verbandes.

Bei der Lösung dieser schwierigen Verbandsproblematik wurde der Vorsitzende von den Vertretern des Berliner Landesverbandes loyal und mit voller Hingabe unterstützt. Für Andreas Fritsch, der dazu zählte, bedeutete die neuitulierte Verbandszeitschrift Auftrag und Verpflichtung. Er hat das FORUM CLASSICUM durch intensivste Betreuung (in der Beschaffung der Beiträge, in deren Reihenfolge, in deren Anlage, in deren Korrektur, im Brief- bzw. E-mail-Verkehr mit den Beiträgern) auf ein Niveau gebracht, an das kaum das Verbandsperiodikum eines anderen Faches heranreicht. Zudem war Fritsch um ein höchstes Maß um Objektivität bemüht, er ließ alle Meinungen, so kontrovers, so aggressiv sie auch gelegentlich waren, zu Wort kommen. Die Zeitschrift war in der Tat zu einem FORUM der Diskussion geworden. Professor Fritsch ist so zum Architekt unserer jetzigen Verbandszeitschrift geworden.

Das FORUM CLASSICUM hat heute ein hohes Ansehen, es wird von den Vertretern der Schule ebenso gern gelesen wie von denen der Universität. Gewiss wurde von Anfang an die Redaktion durch Aufteilung in einzelne Funktionen, die von tüchtigen Kolleginnen und Kollegen über-

nommen wurden, entlastet. Doch die Gesamtverantwortung lag all die Zeit in den Händen des Schriftleiters. Wenn man bedenkt, wie viele Seiten 25 x 4 Jahreshefte umfassen (mehr als 6000), so kann man nachvollziehen, wie viel Zeit, Arbeit, Akribie und Geisteskraft Andreas Fritsch in dieses Langzeit-Projekt investiert hat. Das FORUM CLASSICUM macht ein gutes Stück seiner Lebens-

leistung aus. Deshalb kann ihm der Verband zusammen mit allen Kolleginnen und Kollegen in den Bundesländern Deutschlands nicht dankbar genug sein. Professor Andreas Fritsch hat sich um den altsprachlichen Unterricht im höchsten Maße verdient gemacht.

FRIEDRICH MAIER, Puchheim
Ehrenvorsitzender des Verbandes

Zeitschriftenschau

AU 6/2015 ist dem Thema „**Text und Bildbetrachtung**“ gewidmet. Dass die Arbeit mit Bildern die Textarbeit als Kerngeschäft des altsprachlichen Unterrichts motivierend ergänzen kann, steht außer Frage, ebenso die immer noch wachsende Bedeutung bildlicher Darstellungen in den neuen Medien. Im ersten BASISARTIKEL „Bild und Text im altsprachlichen Unterricht“ (S.2-9) gibt HANS-JOACHIM GLÜCKLICH stichwortartig einen Überblick über Entwicklungen in der Methodik der Bildbetrachtung und im Text-Bild-Vergleich (von LESSING, ALBERTI und PANOFKY über die *Eyetracking*-Methode bis hin zu einschlägigen Publikationen der Fachdidaktik). Er plädiert dafür, im Unterricht „philologische und sprachliche Zugangsweisen zu Texten mit den Erkenntnissen der kunstgeschichtlichen Forschung zu verbinden“ (S. 5). Die „Parallelen im Text-Bild-Vergleich“ (S. 6) als Zugang zur Bildanalyse sind jedoch teilweise nur schwer nachvollziehbar und daher wenig zielführend (etwa Punkt 2: „Syntax allgemein, Satzglieder, Kasus“ gegenüber „Malwerkzeug, Pinselstrich, Pinselführung, Wischtechnik u. Ä.“). – Recht speziell klingt zunächst der Titel des zweiten BASISARTIKELS von HENRY KEAZOR („Zum Verhältnis von Bild und Text in der frühen Neuzeit“, S. 9-15), doch zeigt der Autor an Werken von CARRACCI und POUSSIN exemplarisch, dass Gemälde antike Sujets nicht nur illustrieren, sondern z. B. durch besondere Figurenkonstellationen und Beziehungen zu anderen Kunstwerken neue Deutungsperspektiven eröffnen können. Bisweilen gehorchen sie aber auch einfach eigener Darstellungsökono-

mie, was in einer Veränderung oder zeitlichen Verdichtung des Stoffes seinen Ausdruck finden kann. – Im PRAXISTEIL stellt JÜRGEN RETTBERG ein Paradebeispiel für einen ergiebigen Text-Bildvergleich im Unterricht vor („*ars latet arte sua* – Ovids Pygmalion und das Pygmalion-Gemälde von Anne-Louis Girodet-Trioson“, S.16-23). Die detail- und facettenreiche Analyse der textlichen und bildlichen Darstellung bietet eine gute Grundlage für die Unterrichtsplanung, in deren Mittelpunkt Rettberg den Abschnitt Met. 10,208-294 stellt. Zu kurz kommt auf S. 20 jedoch die Darstellung konkreter Bild-Textarbeit im Unterricht. Ob sich bei der abschließenden „Talkshow“ mit Rollenkarten (VENUS, OVID, GIRODET, EICHENDORFF, AUGUSTUS, ROBERT ROSENTHAL) ein lebhaftes Gespräch ergibt, mag vom Temperament der Lerngruppe und der Gründlichkeit bei der Vorbereitung abhängen. – Bei MARTIN HOLTERMANN („Schülerorientierte Bildbetrachtung im altsprachlichen Unterricht“, S. 24-28) steht „Odysseus’ Heimkehr“ von C. W. ECKERSBERG (1812) im Mittelpunkt: Odysseus wird bei der Fußwaschung von der Amme Eurykleia erkannt. Die Schüler sollen mit den Methoden des Kunstdidaktikers A. SCHOPPE arbeiten und so etwa abgedeckte Teile des Bildes ergänzen, wiederkehrende Formen und Farben markieren, entbehrliche Teile benennen usw. Erst dann erfolgt der Vergleich mit dem Text (Od. 19,55ff.). Die Schülerorientierung soll auch in einem abschließenden, subjektiv wertenden Schülerbrief an den Maler zum Ausdruck kommen. – HANS-JOACHIM GLÜCKLICH stellt SENECA’S Darstellung von CATOS Selbstmord der

Rezeption durch CHARLES LE BRUN (1643) und PIERRE-NARCISSE GUÉRIN (1797) gegenüber („Senecas Brief 24,6-8 – Vergleich des Textes mit zwei Gemälden“, S. 29-37). Text und Bilder werden von Glücklich ausführlich analysiert und verglichen. Auf den vier Schülerarbeitsblättern (komplett nur im Download, mit zweisprachigem Text) kommt Guérins für Schüler wohl attraktivere, da dramatischere Darstellung mit nur einer fakultativen Aufgabe allerdings zu kurz. – Werke der deutschen Renaissance-Malerei zu LUCRETIA, HORATIUS COCLES, MUCIUS SCAEVOLE u. A. hat EVA C. HULLER in einem materialreichen Beitrag für den Unterricht aufbereitet („Die Historienbilder Wilhelms IV. – Impuls, Unterstützung und Kontrast bei der Livius-Lektüre“, S. 38-53). Bei den Aufgaben stehen neben dem Textbezug und der Exempla-Funktion der Protagonisten die teilweise polyszenischen Bildkompositionen im Mittelpunkt, bei denen oft „militärische Massen und Belagerung einen großen Anteil“ ausmachen (S. 38; hier wirkt die Belagerung Wiens durch die Türken von 1529 und 1532 nach). Lösungsvorschläge zu den Arbeitsaufträgen und weiteres Bildmaterial zum Vergleich werden als Download angeboten. – HANS-LUDWIG OERTEL („Vom Bild zum Text. Beispiele zur Dichterlektüre“, S. 54-61) schlägt vor, bei kursorischer und bilingueller Lektüre zumindest ein wenig Originaltext zu erfassen: Die Schüler sollen „herausfinden, auf welche Textstelle sich das jeweilige Bilddetail bezieht“ (S. 54). Auf Arbeitsblättern gibt Oertel je zwei Beispiele zu OVIDS „Metamorphosen“ (Orpheus vor Pluto und Proserpina; die lykischen Bauern) und VERGILS „Aeneis“ (das Flammenzeichen des Askanius; Dido auf dem Scheiterhaufen – als Bild hier etwa der Holzschnitt aus dem Straßburger Vergil). Dies ist aber nicht viel mehr als ein „Suchspiel“ (S. 54) – für Schüler zwar mit Spaß verbunden, für ein besseres Textverständnis aber nur bedingt förderlich. – FAZIT: Die PRAXIS-Beiträge dieses AU-Bandes bieten zu den bildlichen Darstellungen insgesamt ausreichend Material, Hintergrundinformationen und Analysen sowie Arbeitsaufträge und Lösungsvorschläge, womit auch die nicht mit der Kunstgeschichte vertraute Lehrkraft praktikable Hilfen erhält. Doch stammt die „modernste“ Abbildung

in diesem Band von 1819, was den AU recht „alt aussehen“ lässt – warum kein PICASSO, kein DALÍ oder, bei erweitertem Bildbegriff, ein Unterrichtskonzept zum Vergleich zweier CAESAR- oder „Metamorphosen“-Comics?

ROLAND GRANOBIS

Einen Thementag „Plinius der Jüngere 2013“ gab es an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Drei Vorträge sind abgedruckt in **Gymnasium, Heft 122/4 (2015)**: MARGOT NEGER: „*Neque enim vereor, ne iactantior videar ...*“ Plinius und der kaiserzeitliche Diskurs über das Selbstlob“, S. 315-338. Abstract: In zahlreichen Briefen versucht der jüngere PLINIUS, sich selbst positiv darzustellen bzw. sich als Politiker und Literat zu profilieren, was ihm nicht selten den Vorwurf der übertriebenen Eitelkeit eingebracht hat. Der vorliegende Beitrag untersucht einerseits die literarischen Strategien der Selbstdarstellung des Plinius und arbeitet andererseits heraus, wie sich der zeitgenössische Diskurs über das Selbstlob in den Briefen widerspiegelt. Insbesondere dort, wo Plinius über sein Verhältnis zu CICERO und TACITUS reflektiert, wird deutlich, dass er mit der in Rhetorik, Moralphilosophie, Biographie und Historiografie geführten Diskussion über Eigenlob bestens vertraut war bzw. sogar darauf anspielt. Im Rahmen der Privatkorrespondenz sieht Plinius offenbar eine Möglichkeit, mit seinem Selbstlob weniger Anstoß zu erregen als in einem anderen Kontext. – CLAUDIA KLODT: „Das Grabmal des Verginius Rufus (Plinius, epist. 2,1, 6,10 und 9,19)“, S. 339-387. Abstract: *With his epistolary obituary and his epistolary completion of Verginius' grave, Pliny takes the place of both a son and a patron. His closeness to the great man is evidence of his own social status. Verginius' problematic past is not touched on; Pliny confines himself to reporting Verginius' own self-defence concerning his loyalties as commander of Upper Germany in the crisis of 68/69 A.D. In supplying the missing epitaph, Pliny asserts the superiority of literary praise over material monument. His success is attested through a friend's acquaintance with the epitaph from Pliny's epistle. In his response, Pliny defends self-commemoration as practised by Verginius and himself against the disdain for any epitaph evinced*

Plinius' Kleine Reiseapotheke



Kai Brodersen

Kai Brodersen (Hg.)

Plinius' Kleine Reiseapotheke

AUS DEM INHALT

Rat für Reisende im
Römischen Reich | Der
Autor und sein Werk |
Die Leserschaft und ihre
Reiserisiken | Vertrau-
te und ungewohnte
Nahrungsmittel |
Einblicke in eine fremde
Welt | Plinius' Kleine
Reiseapotheke | Plinius'
Kleine Reiseapotheke
lateinisch und deutsch |
Konkordanz zu Plinius'
Naturalis Historia

Was tun, wenn man auf Reisen krank wird und man vor Ort keine Apotheken und keine vertrauenswürdige Ärzteschaft findet? Plinius' vor fast zwei Jahrtausenden entstandene „Kleine Reiseapotheke“ weiß die Antworten: Von Kopfschmerz bis Hühnerauge bietet sie in einem handlichen Büchlein Ratschläge, wie man mit unterwegs leicht beschaffbaren pflanzlichen, tierischen und mineralischen Heilmitteln, aber auch mit manchem Hokuspokus beschwerdefrei durchs Römische Reich reisen kann. Unfälle und Bisse von Tieren (und Menschen!), Hitze- und Kälteschäden und die Folgen ungewohnter Speisen für die Verdauung werden ebenso behandelt wie Haarausfall und graue Haare.

Der bis ins Mittelalter weit verbreitete lateinische Text der *Medicina Plinii* wird hier erstmals in einer deutschen Übersetzung zweisprachig zugänglich gemacht und in einer ausführlichen Einführung erschlossen. Das Buch bietet einen faszinierenden Einblick in die Welt des Römischen Reichs und in das Leben der damals Reisenden.

2015

203 Seiten

€ 39,-

978-3-515-11026-6 GEB.

978-3-515-11029-7 E-BOOK



Franz Steiner
Verlag

Hier bestellen:
www.steiner-verlag.de

by Frontinus, which he unveils as pseudo-modesty. At the same time, he again claims the superiority of literature over monument. A neglect of gravestones and inscriptions grew fashionable among the aristocracy under the emperors. Frontinus' disinterest also harmonizes with his personal attitudes in De aquis. How were Frontinus' refusal and Verginius' epigram originally recorded? Pliny's disapproval of Verginius' and Frontinus' non-commemoration matches his indignation at Pallas' sepulchral and honorary inscriptions which establish the freedman as a Roman model for modesty. – S. ROCCHI: „Plinius, Brief 8,17: Eine Überschwemmung des Tiber und des Aniene. Text, Textkritik und Intertextualität“, S. 389-402. Der Beitrag nimmt mit Plin. *epist.* 8,17 einen Brief zum Ausgangspunkt, der bislang trotz der in den letzten Jahren zunehmenden Forschung zur Korrespondenz des jüngeren Plinius nur gelegentlich Aufmerksamkeit erhalten hat. Nach einer kurzen Darstellung des Briefinhalts und einigen Überlegungen zur Makrostruktur des Buches VIII wird ein bisher ungelöstes textkritisches Problem besprochen. Dabei sind mögliche intertextuelle Bezüge der Epistel (auf OVID, SENECA den Jüngeren und CICERO) zu diskutieren.

In Heft 122/5 (2015) findet man: H. FLASHAR: „Werner Jaeger und das Problem der Bildung“, S. 419- 433. – K. MATIJEVIĆ: „Der Ebrovertrag und die Verantwortlichkeit für den 2. Punischen Krieg“, S. 435-456. Der Beitrag versucht, die komplizierte Situation in der Phase vor HANNIBALS Marsch nach Italien aufzuhellen und zu überprüfen, inwiefern Anhaltspunkte für eine Verantwortlichkeit auf römischer oder karthagischer Seite für den Kriegsausbruch erkennbar sind. Von den antiken Berichten zum Ebrovertrag ist allein derjenige des POLYBIOS als vertrauenswürdig einzustufen. Die Vereinbarung hat demzufolge lediglich HASDRUBALS militärischen Spielraum eingeengt, nicht denjenigen Roms und nicht (mehr) denjenigen Hannibals. Aus diesem und anderen Gründen konnte nicht von einem Vertragsbruch die Rede sein. Da das Verhältnis zu Sagunt am ehesten einer formlosen *amicitia* entsprach, gab auch Hannibals Angriff Rom nicht das Recht, Karthago den Krieg zu erklären. Die spätere römische Geschichtsschreibung verfälschte ent-

scheidende Details, um die Verantwortlichkeit für die militärische Auseinandersetzung von Rom auf Karthago abzuwälzen. – L. FLADERER: „Wozu Polydorus (Verg. *Aen.* 3,13-68)? Überlegungen zu einer Episode im Netzwerk von Geschichten“, S. 457-480. VERGILS Wahl der Polydorusepisode (*Aen.* 3,13-68) als Einstieg in das dritte Buch ist in der Vergilexegese wegen des Motivs der blutenden Speere und des sprechenden Grabes hinsichtlich Funktion und Qualität schon lange umstritten. Der vorliegende Artikel will basierend auf HARDIES Beobachtungen zur epischen Technik der Inversion zeigen, dass a) Vergil durch Wortwahl und Motivik mit Polydorus an das zweite Buch anknüpft und von dort her Aeneas' Handeln am Grab des trojanischen Prinzen erklärt, dass b) die Polydorusepisode das Verständnis des zentralen Teils des dritten Buches, nämlich Aeneas' Begegnung mit Andromache determiniert und dass c) Vergil bei der Ausgestaltung des Polydorusmythos Themen und Motive aus dem 2. Buch seiner *Georgica* aufgreift: Demnach ist der eigentliche Held im historischen Prozess der Entstehung Roms keine individuelle Gestalt, sondern Italien, der einzige Boden, auf dem *labor* Aussicht auf Erfolg hat.

Mit dem Titelthema der **Antiken Welt 5/2015** - „**Neues aus Rom**“ – erhält der Leser einen Überblick über die neuesten archäologischen Forschungsprojekte in der Ewigen Stadt. Zahlreiche Baustellen prägen das *centro storico* seit vielen Jahren. Was für Besucher und Einwohner zu vielen Einschränkungen führt, ist für den Archäologen häufig ein Glücksfall, bei manchen Gelegenheiten aber auch ein Notfall, der zu schnellem Eingreifen zwingt. Die Rettungsgrabungen haben zu zahlreichen neuen Erkenntnissen über das Zentrum der Ewigen Stadt geführt. Eine Reihe daran beteiligter Archäologinnen und Archäologen berichten aus erster Hand von ihren Arbeiten. – Ein Projekt von gewaltigem Ausmaß stellt der Komplex der *Domus Aurea* des Kaisers NERO dar. H.-J. BESTE vom DAI und FEDORA FILIPPI, ehemalige wissenschaftliche Direktorin der *Domus Aurea*, stellen Ergebnisse vor: „*Domus Aurea* und die Frage, wie man 142 Räume konserviert“ (8-15). – Der Architekt J.-F. BERNARD, langjähriger Mitarbeiter an der *École française de*

Rome, stellt ein Projekt vor, das die Entwicklung der berühmten *Piazza Navona* vom Stadion zum heutigen Platz untersucht hat. Analysiert wurden die drei Themenbereiche Architektur, Sozialgeschichte sowie Wahrnehmung und Darstellung des berühmten Platzes: „*Piazza Navona*, die größte und schönste. Vom Stadion des Domitian zum modernen Platz. Geschichte einer urbanen Entwicklung“ (16-21). – Auf das Marsfeld nimmt die Archäologin MARIA TERESA D’ALESSIO von der *Sapienza, Università di Roma*, den Leser mit. Ihre Forschungen führen zu einer neuen Rekonstruktion des großen HADRIAN-Tempels, von dem man heute noch eindrucksvolle Reste auf der *Piazza di Pietra* – integriert in den Börsenpalast – sieht: „Der Tempel des Hadrian auf dem Marsfeld. Neue Rekonstruktionsvorschläge“ (22-25). – Die Forschungen MIRELLA SERLORENZIS von der *Soprintendenza Speciale per il Colosseo, il Museo Nazionale Romano e l’Area Archeologica di Roma* und von M. ARIZZA, Archäologe an der *Sapienza, Università di Roma*, geben Anlass, unseren bisherigen Wissensstand über die Entwicklung der Stadt zwischen dem 6. und dem 5. Jh. v. Chr. zu überdenken: „Ein archaisches Wohnhaus und ein Tempel auf dem Quirinal. Spektakuläre Neufunde aus den Jahren 2013 und 2015“ (26-29). – Neue Erkenntnisse zum *Circus Maximus* und zur Portikus der Danaiden präsentiert der Archäologe P. PENSABENE. Beide Strukturen waren seit augusteischer Zeit eng miteinander verbunden und bildeten ein wichtiges Zentrum im Herzen der Stadt: „Die Portikus der Danaiden und der *Circus Maximus*. Neues aus dem alten Kern der Stadt“ (30-33). – *Forum Romanum* digital; seit 2011 arbeitet ein Team aus Wissenschaftlern und Studierenden am Winckelmann-Institut der Humboldt-Universität zu Berlin unter der Leitung der Klassischen Archäologin SUSANNE MUTH, in Kooperation mit dem Exzellenzcluster TOPOI sowie dem Architekturreferat des Deutschen Archäologischen Instituts, an einem beeindruckenden 3D-Modell: „Das *Forum Romanum*. Roms antikes Zentrum neu verstehen“ (34-40). – Weitere Beiträge: F. STILP: „Der Bogen von Orange. Ein augusteisches Denkmal der europäischen Geschichte“ (59-65). – F.-W. VON HASE: „Johann Joachim Winckelmann, Teil 3: Winckelmanns

Aufstieg in Rom und furchtbarer Tod in Triest“ (68-74). – ANNINE FUCHS: „Der Tempel des dänischen Phidias. Das Thorvaldsens Museum in Kopenhagen“ 86-89). – K. Bartels: „Vindicate tibi. – ‚Erhebe Anspruch auf dich selbst für dich selbst!‘“ (Rubrik Zitate aus der alten Welt – Woher sie kommen und was sie bedeuten, S. 97).

Um das **Frühe Ägypten** geht es im **Heft 1/2016** der Zeitschrift **Antike Welt**: Jährlich bestaunen tausende Touristen die Wunder an den Ufern des Nils. Faszinierende Tempel, riesige Pyramiden und bunte Grabanlagen sind die Spuren einer längst vergangenen Hochkultur, deren Hinterlassenschaften bis heute die Landschaft prägen. Doch woher kamen die Menschen, die diese Bauwerke schufen? Wo liegt der Beginn dieser Hochkultur? Die Belege der ersten Ägypter führen uns zum Teil weit in die Wüste hinein, dort wo Forscher mühevoll jeden noch so kleinen Hinweis zur Zeit vor den Pharaonen sammeln. Mehrere Beiträge berichten von den aktuellsten Forschungsergebnissen und zeigen auf, was in Ägypten geschah, bevor die Pyramiden gebaut wurden, wie die Völker am Nil geeint wurden und so der Grundstein zu einem mehr als dreitausend Jahre bestehenden Reich gelegt wurde. – KATRIN LAATSCH: „Die Wiege der Sonne – Die Badari- und Naqada I–III-Kulturen des prädynastischen Ägypten“ (8-10). – EVA LANGE: „Verlorene Vielfalt – Die Archäologie des Nildeltas in prädynastischer Zeit“ (11-16). – E. CHRISTIANA KÖHLER: „Die Königsnekropole in Abydos – Zur Entstehung des pharaonischen Königtums“ (17-22). – R. KUHN: „Nar(-mer) – Ein frühzeitliches Königsleben“ (23-26). – E. CHRISTIANA KÖHLER: „Helwan – Einblicke in eine Nekropole der Stadt Memphis“ (27-34). – Weitere Beiträge: B. WEHRI: „Zwischen Natur und Rasur. Der Bart und seine kultur- und zeitspezifischen Bedeutungsaspekte“ (Zu einer Ausstellung im Neuen Museum, Museumsinsel Berlin), 35-39. – A. SCHMIDT-COLINET: „Palmyra geht uns alle an. Ein Krieg zerstört unser historisches Gedächtnis“ (46-49). – POLLY LEHMANN: „Vandalismus oder Kunst? Graffiti aus dem römischen Pompeji“ (63-67). – HEIDI KÖPPJUNK: „Der ägyptische Streitwagen zwischen Kriegsgerät und Fortbewegungsmittel“ (70-75). – K. EHLING: „Ein Philologe als Archäologe. Ein

Stolperstein für Paul Friedländer“ (76-83). – IRIS HOFMANN-KASTNER: „Baden durch die Jahrhunderte. Die Römerthermen Zülpich – Museum der Badekultur“ (86-89). – K. Bartels: „Was du nicht willst, das man dir tu‘ ... , Jüdisch, christlich, römisch“ (S. 97).

Mit dem Schwerpunktthema „Die Christen des Orients“ in der Zeitschrift **Welt und Umwelt der Bibel**, Heft 1/2016, verbindet sich die Hoffnung der Autoren, „dass die leidende Stimme der orientalischen Christen endlich auch weltweit deutlicher gehört wird und Rettungsmaßnahmen für eine bedrohte Kultur greifen“. Zur Umwelt der Bibel gehören auch die Christen im Orient mit ihren jahrtausendealten Geschichten und Traditionen. Oft werden sie bei den aktuellen politischen Berichten ausgeblendet. Christen, die arabisch sprechen und Gott als „Allah“ ansprechen, passen und passen ohnehin nicht ins Bild der westlichen Welt. Und doch sind sie – bisher untrennbar – mit den Ländern des Nahen Ostens verbunden. Das Heft stellt in mehr als einem Dutzend Beiträgen einerseits die bunte Welt der Kirchen im Nahen und Mittleren Osten dar. Sie sind die Nachfolger der allerersten Christen und haben besonders in den zahlreichen Klöstern großartige Kulturgüter geschaffen. Diese wurden teilweise vom so genannten „Islamischen Staat“ zerstört, teils sind sie bedroht. Darum widmet sich diese Ausgabe auch der Situation von Christen in den Ländern des Nahen Ostens, in denen sie unterdrückt und verfolgt werden. Dabei werden auch die anderen Religionen und religiösen Gruppierungen dieser Länder betrachtet (Schiiten, Sunniten, Aleviten, Alawiten, Drusen, Jesiden, Mandäer).

Das **Heft 4/2015** der Zeitschrift **Circulare** beginnt mit vielen interessanten Details zur Arbeit einzelner Arbeitsgruppen und zu den schriftlichen Reifeprüfungen in Griechisch und Latein in Österreich: „Erfreuliche Resultate bei der schriftlichen Reifeprüfung“ S. 1. – RENATE OSWALD: „Neuigkeiten“ S. 2. – REGINA LOIDOLT: „Neuigkeiten aus dem BIFIE Wien“, 3-5. – NINA ARINGER: „Der Blick über den Tellerrand – Interdisziplinäres (Projekt-)Arbeiten im Lateinunterricht“, 6-11. – ROMY SCHMID: „Weeber sei Dank! – Ein nicht alltägliches Seminar“, 12. – G.

LACKNER: „Theater am Akademischen Gymnasium Wien“, 13. – L. RABENSTEINER: „Die neu belebten Nemeischen Spiele“, 16-18. – Rez. von K. BARTELS zu A. DEMANDT: Zeit. Eine Kulturgeschichte, Propyläen, Berlin 2015, 18-20. – K. BARTELS: Stichwort „Skandal“, S. 21. – P. DIENSTBIER: „LOGOS EPITAPHIOS auf OStR Prof. Mag. Manfred Lang“, 22-23.

IANUS. Informationen zum altsprachlichen Unterricht, Nr. 36/2015. Wie immer gibt es neben den Besprechungen der Neuerscheinungen aus 2015 – diesmal 37 und ein beeindruckender Überblick – ein halbes Dutzend fachwissenschaftliche, didaktische und essayistische Beiträge: G. LACHAWITZ: „Eros: komische Macht und weinendes Kind“ (7-14). – F. MAIER: „Was bist du Mensch? Schrecklich oder wunderbar?“ (15-24). – W. J. PIETSCH: „Peter Rosegger und die Antike? Griechisches und Lateinisches im Kontext des ‚Volksdichters‘ (Teil 3). Roseggers drei lateinische Doktordiplome“ (25-41). – F. PROKOPH: „Augustus und die augusteische Zeit im Unterricht: eine Grundlagenbibliographie mit didaktischen Vorbemerkungen“ (41-53). – U. REINHARDT: „Mythen und Sagen aus Königszeit und früherer Republik im Geschichtswerk des Livius (54-68). – THERESE ROTHFUSS: „Ein Brettspiel für den Lateinunterricht“ (69-74). – Der über 100 Seiten starke Band schließt mit zwei Personalien: HERMANN NIEDERMAYR *sexagenarius* und FREDERICUS MAIER *octogenarius* werden von W. J. PIETSCH gewürdigt.

Das **Heft 4/2015** von **Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg** ist online unter: <http://lgbb.davbb.de/> aufzurufen mit folgenden Beiträgen: URSULA GÄRTNER: „*Anus diligens iuuenem, item puella* – Phaedrus und die Elegie“ (79-85). Nachdem PHAEDRUS lange eher unter motiv- oder sozialgeschichtlichen Aspekten untersucht wurde, hat man in jüngerer Zeit begonnen, ihn in literarischer Hinsicht ernst zu nehmen. Dass Phaedrus sich nicht nur mit iambischer Dichtung und Satire, sondern auch mit römischer Liebeselegie auseinandersetzt, soll am Beispiel der Fabel 2,2 gezeigt werden. – PEGGY SCHALLER: 11. Potsdamer Lateintag am 25.09.2015 „Besitz ein Staubsauger Würde?“ (90-91). Im September waren wieder Schulklassen aus

Berlin und Brandenburg dazu eingeladen, einen Tag lang in das Lateinstudium an der Universität Potsdam hineinzuschnuppern. Der Lateintag stand dabei wie auch in den Jahren zuvor unter einem fachspezifischen Oberthema, das dieses Mal „Würde“ lautete.

In **SCRINIUM, Jahrgang LX, Heft 3/2015** geht es um Probleme der Alten Sprachen im Saarland, aber auch um vielfältige Anstrengungen, im Kulturbetrieb des Landes Präsenz zu zeigen: CHRISTIANE SIEWERT: „Altgriechisch im Saarland – Gespräche mit den Parteien im Landtag“ (3-6). – dies.: „Tag der Alten Sprachen am 18.3.2015 in Dillingen-Pachten“ (8-10). – CHRISTINE VAN HOOE, TH. BLANK, CHR. CATREIN: Caesarenwahn – Die Hybris der Autokraten. Eine Vortragsreihe der Universität des Saarlandes, veranstaltet von den Fachrichtungen Alte Geschichte und Klassische Philologie“ (10-13). – CHR. KLEES: „Sei mir begrüßt und leb' wohl!“ – Ein Rückblick auf das Dido- und Aeneas-Projekt der Universität des Saarlandes mit dem Saarländischen Staatstheater“ (14-16). – CHR. KUGELMEIER: Rede „Zur Überreichung der Festschrift anlässlich des 60. Geburtstages von Prof. Dr. Peter Riemer“ (16f.). – ders.: „Zur augenblicklichen Lage der Alten Sprachen an der UdS“ (17-19). – Auf S. 22 verabschiedet sich WALTER SIEWERT nach zwanzigjähriger Tätigkeit als Herausgeber von SCRINIUM bei seinen Lesern.

Mitteilungsblatt des DAV, LV NRW, Heft 3/2015: H. HÜRFELD weist darauf hin, dass es BONAVENTURA war, der den Spruch OVIDS (*ep. ex Ponto* IV 10,5) „*Gutta cavat lapidem*“ um das „*non vi, sed saepe cadendo*“ erweitert habe (S. 4f.).

– H.-J. SCHULZ-KOPPE stellt „Chronogramme von H. HÜRFELD“ vor (5f.). – H. ZIMMERMANN beschreibt zentrale Unterschiede in der Weltanschauung von altstoischer und hellenistischer Philosophie: „Der Begriff der Materie in der hellenistischen Kosmologie“ (7-9). – CHR. WURM stellt eine Fortsetzung der Aeneis über den Tod des Turnus hinaus vor „Das ‚dreizehnte Buch‘ der Aeneis – das Supplementum des Maffeo Vegio“ (1407-1458) (S. 9-17). – Hervorzuheben ist die umfangreiche Rezension des Lehrbuchs STATIO und seiner Begleitmaterialien von F. MAIER und R. HENNEBÖHL (Ovid-Verlag 2015) durch TH. DÜTTMANN (29-36). – H.-J. SCHULZ-KÖPPE protokolliert S. 42f. einige „Informationen zur schulpolitischen Lage in NRW“ bei einer Tagung am 29.10.2015 in Essen (Latinum als „Exzellenzlabel“ / „Für den inklusiven Unterricht spielt Latein keine Rolle“).

In **Latein und Griechisch in Baden-Württemberg, Heft 2/2015** sind die Auseinandersetzungen um den Bildungsplan des Landes dokumentiert, ferner mehrere lesenswerte Vortragstexte publiziert: CHR. SAUER: „Stellungnahme des DAV Baden-Württemberg zum Bildungsplan 2016“ (4-8). – ders.: „Der neue Bildungsplan und altbekannte Herausforderungen“ (9f.). – B. ZIMMERMANN: „Der Streit um die richtige Bildung in Rom“ (Vortrag beim Hessischen Altphilologentag in Marburg am 7.11.2015) (10-21). – M. WIBEL: „Wiedererwachtes Interesse am Neulatein“ (21-27). – TH. BAIER: „Cicero als Übersetzer“ (Vortrag im Rahmen der Sommerakademie Alte Sprachen in Überlingen am 1.9.2015) (28-44). – CHR. SAUER: „ECKART LEFÈVRE zum 80. Geburtstag“ (44-45).

JOSEF RABL

Florian S. Knauß (Hrsg.), *Die Etrusker – von Villanova bis Rom*. Nünnerich-Asmus Verlag: Mainz 2015, 348 S., EUR 29,90 (ISBN 978-3-945751-10-7).

Das von FLORIAN S. KNAUSS herausgegebene Buch ist zur Ausstellung in München mit dem gleichnamigen Titel erschienen, welches die Staatlichen Antikensammlungen und die Glyptothek konzipiert haben. Während bisher die Forschung die Perspektive auf den Aufstieg der Etrusker, ihre Blütezeit und ihren Niedergang gerichtet hat, wählt der Herausgeber einen neuen Blickwinkel. Er erkennt einen kontinuierlichen Veränderungsprozess in der Geschichte und Kultur der Etrusker. Diese waren offen für Einflüsse aus dem Mittelmeerraum, wurden selbst Teil der hellenistischen Welt und hinterließen in der römischen Kultur Merkmale, die bis zum heutigen Tag aufzuspüren sind.

Die im Katalog vorgestellten Objekte sind entweder noch nie oder seit langer Zeit nicht mehr einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Im Zentrum der Darstellung steht der kulturelle Austausch, den die Etrusker mit den Griechen und anderen Völkern pflegten. An das Vorwort (S. 8-9) schließen sich sieben Kapitel an. Im 1. Kapitel wird Etrurien vorgestellt, das Land und die Geschichte des hier lebenden Volkes (S. 10-21). Die Etrusker stellen bis heute ein rätselhaftes Volk dar, weil ihre Herkunft nicht geklärt ist und die Sprache weitgehend unverstanden bleibt. Obwohl die Etrusker viele archäologische Spuren hinterlassen haben, sind die historischen Details wenig bekannt. Die Verfasser der Beiträge verfolgen nicht das Ziel, die Rätsel um dieses antike Volk zu lösen, sondern es wird der Versuch unternommen, die überlieferten Objekte zu deuten und die ständigen Veränderungen genauer zu prüfen. Es werden geographische Einzelheiten bezüglich der von den Etruskern beherrschten bzw. besiedelten Gebiete angeführt. Natürlich weisen die Autoren auf antike Fundstellen hin, die über die Herkunft der Etrusker Informationen liefern (HERODOT I 94, DIONYSIOS VON HALIKARNASS I 26-30). Empfohlen wird, die

unterschiedlichen Thesen der beiden miteinander zu verbinden und nicht den Begriff ‚Herkunft‘ zu verwenden, sondern die Bezeichnung ‚Genese‘ zu bevorzugen. Es wird auch der gängigen These widersprochen, dass die Etrusker bereits zu Lebzeiten ausgeprägt auf ihre Weiterexistenz nach dem Tod fixiert waren; diese Haltung lasse sich auch bei anderen antiken Völkern beobachten. Angaben zur frühen historischen Entwicklung werden ebenso geliefert wie Informationen darüber, dass die Etrusker als zentrale Macht in Italien im 7. und 6. Jahrhundert gelten können.

Ab dem Ende des 6. Jahrhunderts jedoch schwindet der etruskische Einfluss stetig, bis Etrurien romanisiert, aber auch Rom etruskisiert wird (S. 19). Am Schluss des 1. Kapitels wird der Frage nachgegangen, welche Charaktermerkmale die Kunst der Etrusker auszeichnen. In diesem Kapitel wie auch in den folgenden sind zahlreiche Skizzen und Fotos von Objekten von sehr hoher Qualität abgedruckt, die das im Text Beschriebene gut visualisieren. Das 2. Kapitel beleuchtet die Frühgeschichte der Etrusker genauer (S. 22ff.), während im 3. Kapitel der „Schmelztiegel Etrurien“ im Vordergrund steht (S. 44ff.). Im 4. Kapitel wird alles das vorgestellt, was als „Typisch Etruskisch“ anerkannt wird (S. 102ff.). Im 5. Kapitel werden die Rahmenbedingungen untersucht, unter denen es möglich war, dass ein Gebiet, das von Wohlstand geprägt war, nach und nach unter Machtverlust litt (S. 200ff.). Wie aus „Etruskern Römer“ wurden, steht im Focus des 6. Kapitels (S. 254ff.), während das 7. Kapitel gezielt auf die Ausstellung in München eingeht (S. 316ff.). Daran schließen sich Angaben zu Abkürzungen (S. 334f.), Anmerkungen (S. 336ff.), ein Glossar (S. 346f.), der Katalog (S. 348ff.), das Register (S. 380ff.) und der Abbildungsnachweis (S. 384) an. Der Band enthält gut lesbare Erläuterungen zu den gewählten Abbildungen. Er ist für die Besucher der Ausstellung von großem Nutzen, aber auch für diejenigen von Interesse, die nicht die Gelegenheit haben, die Ausstellung, die noch bis zum 17. 7. 2016 dauert, zu besuchen. Hier können aus Platzgründen keine Details geboten werden,

allerdings möchte ich drei Punkte herausgreifen, die meines Erachtens eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Auf dem Titelbild ist neben anderen Kunstobjekten ein Kopfgefäß dargestellt, das den Todesdämon Charun zeigt. Obwohl das Kunstwerk aus der Zeit um 400 v. Chr. datiert, mutet es sehr modern an, denn der Todesdämon hat Tätowierungen und Ohr- und Nasenringe, Elemente, die man heutzutage recht häufig antrifft. Das Kopfgefäß ist auf mehreren Seiten (S. 200, 234, 235) von verschiedenen Blickwinkeln fotografiert und wird im Text nicht nur detailliert besprochen, sondern auch in die Reihe luxuriöser und außergewöhnlicher Trinkgefäße eingeordnet. Die Seiten 240ff. führen den Leser in die etruskische Wandmalerei ein; eine Abbildung (5, 75) zeigt ein etruskisches Trinkgelage im Rahmen der Totenfeierlichkeiten. Das Wandgemälde stammt aus der *Tomba del Triclinio* in Tarquinia, einem Kammergrab, das als größte und wichtigste Pinakothek in einem unterirdischen Raum aus vorrömischer Zeit gilt. Diese Gräber enthalten wichtige Informationen über Kunst, Religion, Totenkult und Alltagsleben der Etrusker. Der Verfasser des Artikels erläutert die verschiedenen Phasen der Grabmalerei und stellt das Besondere der etruskischen Kunstfertigkeit heraus; er beschreibt Parallelen, aber auch Unterschiede zur griechischen Kunst.

Zuletzt soll auf eine schwarzfigurige Vase aufmerksam gemacht werden, die auf Seite 102 abgebildet ist und auf den folgenden Seiten umfassend beschrieben wird. Diese Amphore (Abb. 4.1) lässt sich als Beispiel dafür heranziehen, dass der Blick auf antike Kunstwerke meist aus der Perspektive der griechischen Kunst gewählt wird; so kommt es, dass andere Stilrichtungen wie zum Beispiel die etruskische als negativ eingeordnet werden, da sie Abweichungen von der griechischen „Norm“ enthält. Der Verfasser des Beitrags rückt mit seiner Sichtweise von der bisherigen Position ab und sieht in der Andersartigkeit etruskischer Kunstobjekte kein Unvermögen, sondern er erkennt vielmehr eine eigene Formensprache, die die etruskischen Künstler gewählt haben.

Man kann dem Band möglichst viele interessierte Leser wünschen.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Jan R. Stenger (Hg.): *Spätantike Konzeptionen von Literatur*, Heidelberg: Winter 2015, 237 S., EUR 52,00 (ISBN 978-3-8253-6523-3).

Seit einigen Jahrzehnten gewinnt die Erkenntnis mehr und mehr Raum, dass in geistesgeschichtlicher Perspektive nicht so sehr das sogenannte klassische Altertum als vielmehr die Epoche der Spätantike (ca. 300-600 n. Chr.) mit ihrem „Syndrom von neuplatonischer Philosophie, Gnosis und Christentum“ als die „Gründerzeit Europas“ zu gelten hat (STEPHAN OTTO, *Die Antike im Umbruch* [1974], S. 8). Dementsprechend hat die Erforschung des überaus reichen geistigen Erbes jener Phase, die sich mit MARTIN HOSE als *aetas hermeneutica* kennzeichnen lässt (s. im hier zu besprechenden Band S. 82), in den letzten Jahren einen starken Aufschwung genommen. Zu den Gebieten, welche besondere Aufmerksamkeit verdienen, gehören die spätantiken Überlegungen zu Wesen, Funktion und Wirkung von Literatur. Ihnen war 2011 an der Freien Universität Berlin eine Tagung gewidmet; von den damaligen fünfzehn Beiträgen sind zehn im vorliegenden, von JAN STENGER (jetzt Professor an der University of Glasgow) sorgfältig betreuten Buch enthalten. Überwiegend geht es darin um Prosaliteratur. Jeder Aufsatz wird durch eine Zusammenfassung (zumeist in Englisch) und eine Bibliographie gerahmt; die griechischen und lateinischen Zitate sind durchweg ins Englische oder Deutsche übersetzt. Indices von Namen, Sachen sowie Stellen schließen den Band ab.

In seiner *E i n l e i t u n g* gibt JAN STENGER einen Aufriss der Probleme, denen sich eine Untersuchung spätantiker Konzepte von Literatur widmen sollte; u. a. geht es darum, welche Eigenschaften die Autoren als konstitutiv für Literatur betrachten, ob sie Phänomene, die in der einschlägigen Diskussion der letzten Jahrzehnte eine besondere Rolle spielen wie etwa Fiktionalität und Referentialität, in den Blick nehmen und welche Funktionen sie literarischen Texten zuweisen.

In *“Literature, Literary Histories, Latin Late Antiquity: The State of a Question”* analysiert MARK VESSEY vor allem REINHART HERZOGS grundlegende Einführung in die lateinische Literatur der Spätantike (Handbuch der lateinischen

Literatur, Band 5 [1989] 1-44) und umreißt, Reflexionen JACQUES DERRIDAS zum Begriff Literatur einbeziehend, die Aufgabe, AUGUSTINUS' Bedeutung für die Hermeneutik und die des HIERONYMUS für die Literaturgeschichtsschreibung in der Neuzeit näher zu erforschen. – SUSSANNA ELM untersucht in „*Apology as Autobiography – an Episcopal Genre?*“ autobiographische Texte des Kaisers JULIAN sowie der Bischöfe EUNOMIUS CYZICENUS, APOLLINARIS VON LAODIZEA, GREGOR VON NAZIANZ, JOHANNES CHRYSOSTOMUS und AUGUSTINUS; sie legt dar, wie die Autoren, indem sie jeweils die Erlangung einer führenden Position mit philosophischen und theologischen Reflexionen zu legitimieren suchen, ein neues literarisches Genre schaffen, die apologetische Autobiographie. – Wie fruchtbar die Analyse spätantiker Kommentare zu PLATON sein kann, zeigt BETTINA BOHLES Aufsatz „Sind Platons Dialoge Literatur? Olympiodors Kommentar zu Platons ‚Gorgias‘ und der Figur des Kallikles“. Bei der Erörterung der viel behandelten Frage, wieso PLATON einerseits Dichter scharf kritisiert und andererseits Dialoge poetischen (dramatischen) Charakters verfasst, entwickelt OLYMPIODOR (gestorben nach 565) unter anderem den Gedanken, dass in den Komödien und Tragödien die guten und schlechten Charaktere so bleiben, wie sie sind, in den platonischen Dialogen hingegen die schlechten durch die guten „gebessert, belehrt ... sowie gänzlich von ihrer <rein> körperlich ausgerichteten Lebensweise weggewendet“ werden (Übersetzung: B. BOHLE). Des weiteren fällt Licht darauf, wie bei Platon die Zeichnung der Charaktere (Ethopoiie) für das Ziel seines Philosophierens insgesamt, die Perigoge (Hinwendung zum wahren Sein), funktionalisiert wird. – MARTIN HOSE stellt seine Überlegungen zu „Intertextualität als hermeneutisches Instrument in spätantiker Literatur. Das Beispiel Ammianus Marcellinus“ in den Rahmen des derzeitigen Disputs zur Krise der historischen Referentialität. Im Besonderen geht es Hose um die Schwierigkeiten, denen sich ein antiker Autor gegenüber sieht, der versucht, Zeitgeschichte zu deuten, ihr einen Sinn zu verleihen, ohne dabei auf Vorgänger zurückgreifen zu können. Es zeigt sich, dass AMMIANUS mit einem außergewöhn-

lich hohen Gebrauch sprichwörtlicher Redensarten und historischer *exempla* die Möglichkeit gewinnt, Geschehenes nicht nur aufzuzeichnen, sondern auch sinnhaft zu interpretieren. – Mit AUGUSTINUS' *Confessiones*, die außer einer Autobiographie (B. 1-9) auch eine Auslegung der *Genesis* (B. 11-13) einschließen, befasst sich THERESE FUHRER in ihrem Beitrag „*Diversa in verbis intellegi possunt: Augustin über Text, Textproduktion und Interpretation.*“ Die lateinische Formulierung (nach *Conf.* 12,18,27) fasst AUGUSTINUS' Theorem zusammen, dass ein Text als ein System arbiträrer sprachlicher Zeichen verschiedene Interpretationen zulasse – und vom Autor durchaus mit der Intention vielfacher Interpretierbarkeit geschaffen werden könne. Das gelte auch für den Text der *Genesis*, der jedoch, von MOSES als einem göttlich inspirierten Autor verfasst, eine unveränderliche Wahrheit vermittele. Während der biblische Text auf keinen Hypotext Bezug nehme, werde AUGUSTINUS' autobiographische Erzählung dadurch vieldeutig, dass sie auf andere Texte verweise: namentlich auf die *Genesis*, die Briefe des PAULUS, das Evangelium des LUKAS, VERGILS *Aeneis* sowie auf *Platonici libri* (neuplatonische Schriften). – BARDO MARIA GAULY befasst sich in „Claudians ‚Phoenix‘ und die Frage der Allegorie“ mit dem Gedicht des CLAUDIUS CLAUDIANUS (um 400 n. Chr.) über den mythischen Vogel, dessen Existenz durch zyklisches Sterben und Wiedererstehen bestimmt ist (*carm. min.* 27 Hall). Hatte zuvor LAKTANZ (gestorben um 320 n. Chr.) den Mythos in einem Gedicht, z. B. durch eine Anspielung auf Lk 23,46 christliche Lektüre nahelegend, als Allegorie für die Überwindung des Todes, für die Auferstehung erzählt (CSEL 27/1, 135-147), wendet sich CLAUDIAN mittelbar gegen eine christliche Usurpierung des paganen Mythos, indem er den Phoenix als Symbol für die Ewigkeit des Kreislaufs in der Natur erscheinen lässt (zur Bedeutung der *Natura* in paganer und christlicher Literatur der Spätantike s. auch E. R. CURTIUS, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, 6. Aufl. 1967, 116-118). – In ihrem Beitrag „*Miscet figuras. Servius über Dichtung und Realitätsbezug in Vergils Eklogen*“ geht UTE TISCHER zunächst darauf ein, welche methodischen Aussagen zu ihrem Thema

SERVIVS in der Praefatio seines Kommentars (nach 400 n. Chr.) trifft: VERGIL verfolge zwei Absichten (*intentiones*): zum einen gehe es ihm um Imitation der bukolischen Poesie THEOKRITS, zum andern wolle er AUGUSTUS für die Restituierung seines verlorenen Landguts Dank abstaten, und zwar vermittelt von Allegorie und durch gelegentliche ‚Beimischung‘ von figurierter Rede. Anhand von signifikanten Beispielen untersucht TISCHER sodann, wie sich SERVIVS‘ Kommentierungspraxis zu diesem methodologischen Konzept verhält. Es zeigt sich, dass seine Analyse der auf die außerliterarische Realität bezogenen Formulierungen VERGILS beträchtlich subtiler und facettenreicher ist, als die Praefatio vermuten lässt. – Zu Beginn seines Beitrags „*Recapitulatio* – eine rhetorische Technik als Literaturkonzept“ vergleicht JOSEF LÖSSL zwei Mönchsbiographien des HIERONYMUS miteinander, die fiktive, von ihrem Autor jedoch als historisch ausgegebene *Vita Pauli* und die *Vita Hilarionis*, die im Kern historisch ist. Das Verhältnis von fiktionaler und historischer Narrativität bestimmt LÖSSL sodann mittels des Konzepts der Typologie, dem gemäß bestimmte Ereignisse und Gestalten als in früheren präfiguriert zu verstehen sind. Schließlich zeigt er, dass Hieronymus und andere christliche Autoren einen neuartigen Spezialfall der Typologie entwickeln, wenn sie die aus der Rhetorik vertraute Technik der *recapitulatio*, der prägnanten Zusammenfassung der Narration, in heilsgeschichtlichem Kontext anwenden und thematisieren. – Ihren Beitrag „*The Ways of veritas. Historiography, Panegyric, Knowledge*“ leiten MARCO FORMISANO und CRISTIANA SOGNO mit einer kurzen Vorstellung früherer Wahrheitsdiskurse ein (zu *alethia* in archaischer griechischer Dichtung; zum Auftauchen des Terminus Objektivität im 19. Jh.); auf dieser Folie legen sie dar, dass in der lateinischen Literatur der Spätantike die Auffassung verbreitet ist, der Anspruch auf Wahrheit könne nur in der Aussageweise des stilistisch hochgreifenden Lobpreises (etwa des regierenden Herrschers) eingelöst werden. Exemplarisch belegen Formisano und Sogno, wie stark die solches Lob realisierende ‚Rhetorik der Wahrheit‘ einzelne literarische Genres affiziert:

Geschichtsschreibung (AMMIANUS MARCELLINUS; EUTROPIUS; *Historia Augusta*), öffentliche Rede (*Panegyrici Latini*; SYMMACHUS) und sogar die stark angewachsene Wissensliteratur (THEODORUS PRISCIANUS‘ medizinisches Werk; die anonyme Schrift *De rebus bellicis*; VEGETIUS‘ *Mulomedicina*). – Schließlich widmet JAN STENGER dem bedeutenden Repräsentanten der griechischsprachigen Christenheit JOHANNES CHRYSOSTOMUS, der zahlreiche Predigten und Traktate hinterlassen hat, den Beitrag „*John Chrysostom and the Power of Literary Imagination*“. Hierin analysiert Stenger namentlich eine Partie aus dem dialogischen Traktat *De sacerdotio* (6,12f), in der JOHANNES es unternimmt, dem Gegenüber seine derzeitige seelische Aufgewühltheit zu verdeutlichen. Wie Stenger zeigen kann, evoziert Johannes vor dem geistigen Auge des Hörers Bilder erfundener Szenen (ein Verlobter droht seine wunderschöne Braut an einen Nichtswürdigen zu verlieren; einem jungen Mann vom Land werden angesichts eines kampfbereiten Heeres alle Greuel des Kriegs vorgeführt; der Kampf der Seele gegen die tödlichen Angriffe des Teufels). Johannes insistiert auf dem textuellen Charakter solcher Imaginationen; sie wecken im Rezipienten nicht nur starke Empfindungen, sondern eröffnen ihm auch Zugang zu Phänomenen, die, jenseits der sinnlichen Wahrnehmung liegend, über einen höheren ontologischen Status verfügen als solche des *mundus sensibilis*.

Das vorstehende Referat konnte die Fülle neuer Fragestellungen, Vorgehensweisen und Einsichten nur andeuten. Sämtliche Beiträge weisen jeweils das für die Spätantike Spezifische aus. So liegt ein gewichtiger Band vor, aus dem jeder an der Literatur dieser Epoche Interessierte beträchtlichen Gewinn ziehen wird.

Ein Wunsch zum Schluss: dass ein vergleichbares Projekt auch der höchst innovativen spätantiken Poesie gewidmet werde, aus deren Bestand wenigstens ein Vers des PAULINUS VON NOLA zitiert sei: *At nobis ars una fides, et musica Christus (carm. 20,32; „Aber für mich ist die einzige Kunst der Glaube, und Christus ist mein dichterisches Schaffen“)*.

SIEGMAR DÖPP, Berlin

Dietrich Briesemeister, Eberhard Gärtner, Sybille Große, Maria de la Pau Janer, Axel Schönberger (Hgg.): *Bibliotheca Romanica et Latina*. Frankfurt am Main: Valentia GmbH 2002 bis 2010.

Soweit ich sehe, sind die von dem Romanisten AXEL SCHÖNBERGER in der Reihe *Bibliotheca Romanica et Latina* herausgegebenen Bände 5, 6, 7, 10, 11 und 13 zu den lateinischen Grammatikern DONAT (4. Jh. n. Chr.) und PRISCIAN (5./6. Jh.) im FORUM CLASSICUM bisher noch nicht vorgestellt worden. Sie sind aber für die Wissenschaft von der lateinischen Sprache, für die Klassische Philologie allgemein und nicht zuletzt auch für die Praxis des altsprachlichen Unterricht ohne Zweifel von nicht geringer Bedeutung. Die folgenden Ausführungen sind keine Besprechungen i.e.S., sondern beabsichtigen zunächst nur, die an der sprachwissenschaftlichen Thematik interessierten Leser/innen unserer Zeitschrift über die Inhalte der mir vorliegenden Bände zu informieren. Vorab sei außerdem hingewiesen auf den Band 1 dieser Reihe, der nicht die antiken Grammatiker, sondern die neulateinische Literatur in den Ländern der romanischen Sprachen zum Gegenstand hat.

Axel Schönberger, dessen Grammatikerausgaben unten aufgeführt werden, hat Romanische und Klassische Philologie (Franzistik, Italianistik, Hispanistik, Lusitanistik, Katalanistik, Latinistik und Gräzistik) in Mainz, Rom und Frankfurt am Main studiert, er hat 1988 das Magisterexamen in Klassischer und Romanischer Philologie in Frankfurt am Main abgelegt und wurde 1993 ebenda in Romanischer Philologie (zur französischen Literaturwissenschaft) promoviert. 1998 hat er sich an der Universität Bremen für das Fach Romanische Philologie habilitiert. Er lehrte zunächst an der Technischen Universität Braunschweig, dann an der Universität Bremen und wurde dort 1993 zum apl. Professor ernannt. Zu seiner Vita gehört auch die langjährige Tätigkeit im Vorstand und als Vizepräsident des Deutschen Spanischlehrerverbandes und des Deutschen Katalanistenverbandes, als Schriftführer des Deutschen Hispanistenverbandes und des Deutschen Lusitanistenverbandes und als Mit Herausgeber der Zeitschrift *Lusorama – Zeitschrift für Lusitanistik*. 2002 wurde ihm der Augsburger Universitätspreis für Spanien-, Portugal- und

Lateinamerikastudien der Albert-Leimer-Stiftung verliehen. Sein Interesse gilt neben den erwähnten romanistischen Studien besonders der neulateinischen Literatur und dem aktiven Gebrauch des Lateinischen in der Gegenwart. Ein ‚Parergon‘ seiner sprachwissenschaftlichen Forschung ist der eigens für das vorliegende Heft verfasste kritische Aufsatz zu dem heute weitgehend in die Praxis von Schule und Universität eingeführten *pronuntiatius restitutus* der lateinischen Sprache. Aufgrund seiner Forschungen kam er zu der auf den ersten Blick frappierenden Auffassung, dass die heute als konservativ und obsolet angesehenen Lehrbücher von EDUARD BORNEMANN die Struktur der lateinischen Sprache weitaus besser abgebildet und vermittelt haben als moderne Lateinbücher, die die Mentalität und Motivierbarkeit heutiger Kinder und Jugendlicher zum Ausgangspunkt nehmen und zur Grundlage des Sprachunterrichts machen. „Wer Latein auch in Wort und Schrift aktiv zu gebrauchen lernen will“, so Schönberger in dem unten angeführten Band 12 zu Priscians Syntax, „kann noch heute weit mehr aus den erhaltenen antiken Lateingrammatiken als aus modernen deutschen Schulgrammatiken des Lateinischen lernen“ (497). Schönberger ist bereit, seine Ansichten hierzu in einem künftigen Beitrag für das FORUM CLASSICUM darzulegen.

Band 1: Dietrich Briesemeister / Axel Schönberger (Hgg.): De litteris Neolatinis in America Meridionali, Portugallia, Hispania, Italia cultis. Frankfurt am Main: Valentia GmbH 2002, 220 S., ISBN 3-936132-00-3. Der Band enthält folgende Beiträge: 1. DIETRICH BRIESEMEISTER (Lateinische Übertragungen spanischer Literatur in Deutschland in der frühen Neuzeit, 9-27), 2. ROLANDO CARRASCO MONSALVE (El Itinerarium Catholicum de fray Juan Focher, 29-45), 3. MARTIN FRÜH (Una oda de Antonio Geraldini al rey Fernando el Católico, 47-67), 4. HEINZ HOFMANN (Ferdinands Katabasis und die Stadt des Trugs, 69-88), 5. GERHARD HOLK (Die erste Darstellung der Entdeckungen und Eroberungen Spaniens in der neuen Welt: Petrus Martyr de Angleria: De Orbe Novo Decades Octo, 89-98), 6. ELISABETH KLECKER (Ein Missionar

in Japan auf den Spuren des Aeneas: die *Paciecis* des Bartholomaeus Pereira S.J. [Coimbra 1640], 99-112), 7. GAIUS LICOPPE (*De litteraria expeditione per Pontificiam Ditionem*, 113-122), 8. INEKE PHAF-RHEINBERGER (Caspar Marlaeus y la ética de una expansión global: *Mercator sapiens* [1632] y *Rerum per octennium in Brasilia [...] gestarum [...] historia* [1647], 123-135), 9. AXELIUS PULCHRIMONTANUS [= AXEL SCHÖNBERGER] (*De Rusticatione Mexicana*, 137-148), 10. JOSEPHUS MARIA SÁNCHEZ MARTÍN / WOLFGANGUS JENNIGES (*De Petri Nunii Velii Abulensis operibus Latinis ad artem dialecticam philologiamque spectantibus*, 149-169), 11. SONJA MARTINA SCHREINER (Leichenrede oder katholisches Manifest? Antonio de Castillejos *Contio laudatoria* auf Anna von Ungarn und Böhmen [1547], 171-198), 12. NIKOLAUS THURN (Antonio Panormitas *De Dictis et Factis Alphonsi Regis Aragoniae Libri Quattuor* als literarische Kunstwerk, 199-219). Das Vorwort und die Aufsätze Nr. 7, 9 und 10 sind ganz in lateinischer Sprache abgefasst.

Band 5: Axel Schönberger: Priscians Darstellung der lateinischen Präpositionen. Lateinischer Text und kommentierte deutsche Übersetzung des 14. Buches der Institutiones Grammaticae. Frankfurt am Main: Valentia GmbH 2008, 218 S. ISBN 978-3-936132-18-2.

Band 6: Axel Schönberger: Die Ars minor des Aelius Donatus. Lateinischer Text und kommentierte deutsche Übersetzung einer antiken Elementargrammatik aus dem 4. Jahrhundert nach Christus. Frankfurt am Main: Valentia 2008, 201 S. ISBN 978-3-936132-31-3.

Die *Ars minor* des Donat aus dem 4. Jh. n. Chr., „eigentlich eine in Dialogform abgefasste Einleitung zu seiner kurzen lateinischen Grammatik, ist lediglich ein sehr knapper und auch nicht vollständiger Abriss für den Elementarunterricht, zählt aber in Verbindung mit seiner *Ars maior* durchaus zu den in der Tradition der Spätantike und des Mittelalters wirkungsmächtigen lateinischen Grammatiken.“ (Aus der Vorbemerkung, S. 7.)

Band 7: Axel Schönberger: Die Ars maior des Aelius Donatus. Lateinischer Text und kommentierte

deutsche Übersetzung einer antiken Lateingrammatik des 4. Jahrhunderts für den fortgeschrittenen Anfängerunterricht. Frankfurt am Main: Valentia, 2009, 423 S. ISBN 978-3-936132-32-8.

Wird in der *Ars minor* (s. o. Band 6) im wesentlichen die lateinische Morphologie abgehandelt, so vertieft die *Ars maior* „die Behandlung der Wortarten des Lateinischen, deren Zahl Donat auf acht ansetzt, und enthält darüber hinaus einen wie immer äußerst knappen Einleitungsteil zu Schrift, diakritischen Zeichen, Metrik und Betonungsregeln, außerdem einen Schlussteil zu syntaktischen Fragen, die traditionell vor allem von der Rhetorik und Metrik, aber teilweise eben auch von der Grammatik behandelt wurden, sofern es um die Sprachrichtigkeit oder deren Überschreitung im Rahmen der dichterischen Lizenz ging.“ (Aus dem Vorwort, S. 10.)

Band 10: Axel Schönberger: Priscians Darstellung der lateinischen Pronomina. Lateinischer Text und kommentierte deutsche Übersetzung des 12. und 13. Buches der Institutiones Grammaticae. Frankfurt am Main: Valentia 2009, 238 S. ISBN 978-3-936132-34-2.

Band 11: Axel Schönberger: Priscians Darstellung der lateinischen Konjunktionen. Lateinischer Text und kommentierte Übersetzung des 16. Buches der Institutiones Grammaticae. Frankfurt am Main: Valentia 2010, 202 S. ISBN 978-3-936132-09-0. (Mit Berichtigungen und Zusätzen zu den zuvor erschienenen Bänden 5, 6 und 7 der *Grammatici Latini* auf S. 201 f.)

Band 12: Axel Schönberger: Priscians Darstellung der lateinischen Syntax (I). Lateinischer Text und kommentierte deutsche Übersetzung des 17. Buches der Institutiones Grammaticae. Frankfurt am Main: Valentia 2010, 651 S. ISBN 978-3-936132-10-6.

Der 12. Band der *Bibliotheca Romanica et Latina* ist der bisher umfangreichste dieser Reihe. Er verdient an dieser Stelle eine etwas ausführlichere Beschreibung. Auf Vorwort (7f.) und Allgemeine Vorbemerkungen (9-24) folgt der Text des 17. Buches (lateinisch und deutsch) nebst Erläuterungen (25-473). Ihm schließt sich

ein hilfreiches „Ergänzttes Inhaltsverzeichnis zur deutschen Übertragung“ an (475-486). Danach folgen Ausführungen „Zum methodischen Vorgehen Priscians im ersten Teil seiner lateinischen Syntax“ (487-524). In diesem Abschnitt stellt Schönberger zum Vergleich mit Priscian mehrere Passagen aus der Syntax des griechischen Grammatikers APOLLONIOS DYSKOLOS vor (gr. Originaltext nebst Umschrift und dt. Übersetzung) (ab S. 499). Eine umfassende Analyse, wie Priscian mit der von ihm ausgewerteten Fachliteratur umgeht, soll freilich „und kann in vorliegender Darstellung nicht geleistet werden; alleine die erhaltenen Werke des Apollonios böten Stoff für mehrere übersetzungswissenschaftliche Dissertationen zum Vergleich mit Priscian“ (493). Ein „Literaturverzeichnis in Auswahl“, gegliedert nach Quellen (525-532) und Sekundärliteratur (532-546), und ein Anhang mit dem Faksimile des Textes nach der Edition von MARTIN HERTZ innerhalb der Ausgabe der *Grammatici Latini* von HEINRICH KEIL (Band 3, Leipzig 1859, 106-209, hier 547-651) beschließen diesen vom Herausgeber und Autor zurückhaltend als eine seiner „kommentierten Studienausgaben“ bezeichneten Band (523).

Band 13: Axel Schönberger: Priscians Darstellung des silbisch gebundenen Tonhöhenmorenakzents des Lateinischen. Lateinischer Text und kommentierte deutsche Übersetzung des Buches über den lateinischen Akzent. Frankfurt am Main: Valentia 2010, 512 S. ISBN 978-3-936132-11-3. (Mit Berichtigungen und Zusätzen zu den bereits erschienenen Bänden 5, 6, 7, 11 und 12 auf S. 509-511.)

Dieser ebenfalls sehr umfangreiche Band gliedert sich in folgende Teile: Vorwort, Allgemeine Vorbemerkungen, Text des Buches über den lateinischen Akzent (lateinisch und deutsch) nebst Erläuterungen (23-137), „Ergänzttes Inhaltsverzeichnis zur deutschen Übertragung“ (139-145), „Zur Frage der Urheberschaft und Methodik des Traktats über den lateinischen Akzent“ (147-155), „Zum silbisch gebundenen Tonhöhenmorenakzent des Lateinischen“ (157-169), „Zur Behandlung des lateinischen Akzents in ausgewählten Werken der deutschen Tradition“

(171-177), „Literaturverzeichnis in Auswahl“ (179-201, ebenfalls unterteilt in Quellen (179-185) und Sekundärliteratur (185-201)). Es folgen noch zwölf wertvolle Anhänge: 1. Lateinischer Text des Buches über den Akzent (= Faksimile der Edition von Martin Hertz innerhalb der Ausgabe der Ausgabe der *Grammatici Latini*, von Heinrich Keil (Band 3, Leipzig 1859, 517-528, hier 203-216), 2. Weitere Ausführungen Priscians zum lateinischen Akzent (217-315), 3. Die Darstellung des lat. Akzents bei Quintilian (317-327), 4. Bemerkungen zum lat. Akzent von Aulus Gellius (329-339), 5. Die Darstellung des lat. Akzents bei Diomedes (341-379), 6. Die Darstellung des lat. Akzents bei Donat (379-397), 7. Die Darstellung des lat. Akzents bei Pseudo-Victorinus (399-411), 8. Die Darstellung des lat. Akzents bei Sergius (Servius) (413-445), 9. Die Darstellung des lat. Akzents bei Martianus Capella (447-463), 10. Die Darstellung des lat. Akzents bei Cledonius (465-475), 11. Die Darstellung des lat. Akzents bei Pompeius (477-501), 12. Ein Akzentuierungsproblem aus dem Codex Bernensis 83 (503-507). Auch diesem Band ist eine Zusammenstellung der (insgesamt wenigen) Berichtigungen und Zusätze zu den bereits erschienenen Bänden der *Grammatici Latini* auf S. 509-511 beigefügt.

Um die kritischen Leser/innen dieser knappen Buchvorstellung zur Lektüre zu motivieren, seien zum Schluss noch einige wörtliche Zitate Schönbergers angefügt: „Das über Jahrhunderte in ganz Europa bekannte Wissen über die Akzentuierung des Lateinischen ist im deutschen und englischen Sprachbereich weitgehend in Vergessenheit geraten.“ (171) Auch die Darstellung des lateinischen Akzents in der Grammatik von LEUMANN-HOFMANN-SZANTYR sei „in Teilen fehlerhaft“, „was freilich auch auf andere, auf Deutsch und Englisch verfasste Grammatiken des Lateinischen zutrifft, deren Fehler von Disziplinen wie der Romanistik oder Indogermanistik meist unbemerkt übernommen wurden und werden. Nach wie vor wird man die Darstellung des lateinischen Akzents in der *Ausführlichen Grammatik der lateinischen Sprache, erster Teil: Elementar- und Wortlehre* von RAPHAEL KÜHNER und FRITZ HOLZWEISSIG ... mit Gewinn lesen.“ (171) Es folgen jedoch auch hierzu einige kri-

tische Bemerkungen. „Besonders empfehlenswert ist [...] noch immer die Behandlung der lateinischen Betonung in dem ausführlichen Werk *Über Aussprache, Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache, zweiter Band, Teil 2* [...] von Wilhelm Paul Corssen, [...]. Demgegenüber sind verschiedene Werke, die im heutigen Universitätsstudium Verwendung finden, fehlerbehaftet.“ Angeführt werden hier namentlich die *Lateinische Grammatik* von RUBENBAUER, HOFMANN, HEINE, die *Historische Laut- und Formenlehre der lateinischen Sprache* von GERHARD MEISER sowie die Neuausgabe 1977 der *Lateinischen Laut- und Formenlehre* von MANU LEUMANN. Der Autor schließt diesen Abschnitt seiner Ausführungen mit der Mahnung, es gelte, „den humanistischen Aufruf *Ad fontes!* wieder ernst zu nehmen und die antiken Belege einer genauen Prüfung zu unterziehen. Vorliegender Band macht mit der Übersetzung und Kommentierung der ausführlichen Akzentlehre Priscians (oder dessen, was davon übrig ist) sowie einiger weiterer Grammatikerstellen einen Anfang. Vielleicht wird er nicht nur von Studenten der Romanistik, sondern auch von dem einen oder anderen Lateinlehrer zur Kenntnis genommen werden.“ (177)

ANDREAS FRITSCH

M. Frisch (Hrsg.), *Alte Sprachen – neuer Unterricht. Ars Didactica – 1. Kartoffeldruck-Verlag Kai Brodersen: Speyer 2015, 252 S., EUR 8,- (ISBN 978-3-939526-24-7).*

Das zu besprechende Buch ist der erste Band der neuen Reihe: „*Ars Didactica – Marburger Beiträge zu Studium und Didaktik der Alten Sprachen*“; diese Reihe wird von BORIS DUNSCH, MAGNUS FRISCH, HANS-JOACHIM GLÜCKLICH, RAINER NICKEL und FELIX M. PROKOPH herausgegeben. Im Geleitwort (7f.) wird angekündigt, dass die Reihe ein Forum für Veröffentlichungen zur Didaktik des altsprachlichen Unterrichts sein will, es sollen Lehr- und Arbeitsbücher publiziert werden, die der Beschäftigung mit Fragen der Klassischen Philologie und deren Didaktik dienen. Es ist geplant, nicht nur versierte Fachdidaktiker zu Wort kommen zu lassen, sondern auch gelungene fachdidaktische Staatsexamensarbeiten und sonstige Beiträge von Lehrkräften

der alten Sprachen einem interessierten Publikum zugänglich zu machen. Im Vorwort (9f.) wird mitgeteilt, dass es sich bei fast allen Beiträgen des Bandes um Vorträge handelt, die von Mai 2013 bis Oktober 2014 am Seminar für Klassische Philologie der Philipps-Universität Marburg gehalten wurden. Zusätzlich wurde ein Beitrag von PETER KUHLMANN aufgenommen, den der Göttinger Lehrstuhlinhaber im Wintersemester 2011/2012 an der Universität Marburg als Gastvortrag zur Diskussion gestellt hat. Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis zeigt bereits, dass die Thematik weitgefächert ist und zahlreiche wichtige didaktische Fragestellungen berücksichtigt werden.

Im ersten Beitrag geht P. KUHLMANN (K.) der Frage nach, wie „die lernpsychologischen Voraussetzungen für das Verstehen von lateinischen Texten“ sind (11-33). Dabei zeigt er grundsätzliche Unterschiede zwischen den Methodiken der alten und modernen Fremdsprachen auf. Der gravierendste Unterschied besteht darin, dass die modernen Sprachen auch ein aktives Beherrschen der Lerngegenstände verlangen, während der Lateinunterricht lediglich auf „eine bessere rezeptive Sprach- oder auch Lesekompetenz“ (11) ausgerichtet ist. Der zweite auffallende Unterschied zwischen den alten und modernen Sprachen ist darin zu sehen, dass die Schülerinnen und Schüler im Englisch- bzw. Französisch- (Spanisch- usw.) Unterricht Texte lesen und hören, um sie spontan zu verstehen; demgegenüber wird von Lateinschülern darüber hinaus verlangt, die antiken Texte auch zu rekodieren, d. h. ins Deutsche zu übersetzen. K. versucht die Frage zu klären, warum im modernen Fremdsprachenunterricht keine Methodenvielfalt vorzufinden ist, die Texte verstehen zu lehren, während in den alten Sprachen verschiedene Übersetzungs- und Texterschließungsmethoden vermittelt werden müssen, um zu einer gelungenen Übersetzung zu kommen. Zur Beantwortung der Frage vergleicht K. die Sprachstrukturen im Englischen, Französischen und Lateinischen. Weitere Unterschiede sind in der Textauswahl zu erkennen: moderne Sprachen greifen gerne auf leicht verständliche Gebrauchstexte zurück, während in den alten Sprachen hoch artifizielle Texte behandelt werden, „die schon beim antiken

Muttersprachler den Rezeptionsprozess bewusst verlangsamten sollten“ (15). K. sieht auch im rein rezeptiven Lateinlernen einen lernpsychologischen Nachteil. Bei seinen Ausführungen liefert K. eine Reihe von bedenkenswerten Beobachtungen und Vorschlägen, die verdient haben, ernsthaft diskutiert zu werden. Insbesondere die Empfehlung, die Schulung der Lesefertigkeit höher einzustufen als die Verwendung zahlreicher Texterschließungs- und Übersetzungsverfahren, verlangt nach einer intensiven Diskussion. Im vierten Abschnitt stellt K. die didaktischen und methodischen Konsequenzen (30ff.) vor, die sich aus seinen Beobachtungen ergeben. Besonders wichtig ist der Hinweis auf die Bedeutung des Wortschatzes. Für diesen zentralen Bereich macht K. wichtige Vorschläge, die es zu bedenken gilt. Für ihn ist offensichtlich dem Grammatikbereich weniger Aufmerksamkeit zu schenken als dem Bereich des Wortschatzes. Ein konkreter Vorschlag verdient es vor allem genannt zu werden, nämlich die Vokabeln nicht isoliert zu lernen, sondern in kleinen Kontexten. Einen „Königsweg“ für eine richtige Übersetzung vermag K. natürlich nicht aufzuzeigen (32), für ihn sind folgende Punkte von entscheidender Relevanz: eine „eher ausreichende Lektürepraxis, kulturelles und situatives Vorwissen zu den Textinhalten, hinreichende Vokabelkenntnisse und eine vertiefte Verstehen der einzelnen grammatikalischen Formen und Morpheme“ (32). In seinem zweiten Beitrag „Wortschatzlernen im Lateinunterricht/Didaktische Überlegungen und empirische Befunde“ (153-184) stellt K. Details vor und liefert weitere wichtige Erkenntnisse; zum Beispiel gibt er den Ratschlag, auf das Lernen von militärischem Vokabular zu verzichten, wenn die Lektüre von CAESAR und SALLUST gar nicht vorgeschrieben ist.

Diese Ziele zu realisieren verlangt im Grunde ein höheres Stundendeputat für den Lateinunterricht, und daher sollten die politisch Verantwortlichen darauf verzichten, die Stunden weiter zu verringern, denn die Qualität des Unterrichts könnte im Fall der Herabsetzung des Stundendeputats massiv leiden.

RAINER NICKEL (N.) geht auf das Verhältnis von „Fachdidaktik und Kompetenzorientierung im altsprachlichen Unterricht“ ein (35-51); hervorzuheben ist seine Forderung, deutlich zu

betonen, dass Textkompetenz mehr ist als Methodenkompetenz (40). Für ihn gilt, dass „ohne den inhaltlich-fachlichen Kern auch keine Texte und Themen für die Aufgaben des Zentralabiturs zu gewinnen“ (ebenda) sind. Daraus ergibt sich für N., dass vergleichbare Prüfungen ohne einen Kanon nicht realisierbar sind. „Ohne Kanon keine Kommunikation!“ (40). – HEIKE WOLF prüft die „Individualisierung im Lektüreunterricht am Beispiel von Ovids Metamorphosen“ (53-79). Einen weiteren sehr aufschlussreichen Beitrag liefert HANS-JOACHIM GLÜCKLICH (G.): „Bild und Text im altsprachlichen Unterricht“ (81-123). Zunächst erinnert G. an die große Wirkung von Bildern in der Antike. Insbesondere AUGUSTUS wusste dieses Medium einzusetzen, wie es uns PAUL ZANKER mit seinem Standardwerk (Augustus und die Macht der Bilder, München 2009) deutlich vor Augen geführt hat. G. weist auf einige Beispiele der Ekphrasis in der griechischen und lateinischen Literatur hin (86f.) und erläutert im Folgenden seine Vorstellung vom Einsatz von Bildern im Lateinunterricht (87ff.). Der Leser erhält zahlreiche Informationen zum Beispiel zu den Beschreibungskriterien für literarische Produkte und für Bilder, zu den verschiedenen Erzähltechniken und zur Methodik des Text-Bild-Vergleichs. G. erläutert seine Ideen an drei Textbeispielen (102ff.). Die ausführlichen Literaturangaben am Ende seines Beitrages erlauben eine tiefere Behandlung der Thematik.

Den Fragen nach einem sinnvollen Medieneinsatz geht FLORIAN KRÜPE nach: „Alte Geschichte multimedial – Einige Bemerkungen zur allgegenwärtigen Antike und dem Medieneinsatz im Unterricht“ (125-152). Wie man im Unterricht das Thema „Römischer Alltag“ gewinnbringend behandeln kann zeigt TOBIAS BRANDT mit seinem Vortrag „Römischer Alltag aus unterschiedlichen Perspektiven – Hor. Epod. 2 als Einstieg in eine Unterrichtseinheit zum römischen Alltag“ (185-219). Er bietet nicht nur interessante Einblicke in die genannte Thematik, sondern auch Materialien für den unmittelbaren Einsatz im Unterricht (Text mit Vokabelangaben, Vorschläge für arbeitsgleiche und arbeitsteilige Gruppenarbeit, eine Übersicht über die Komposition von Epode 2 usw. (210ff.)). Den letzten Vortrag hat JESSICA

KREUTZ (K.) „Moderne Lateindidaktik im Mittelalter? – Beobachtungen zu Lehr- und Lernmethoden im Klosterunterricht und deren Eignung für die heutige Schulpraxis“ (221-246) gehalten. K. hat Recht mit der Aussage, dass „Latein mehr als antike Sprachkultur“ (242) ist. Sie zeigt einige Möglichkeiten auf, wie das Fach Latein profitieren kann, wenn es auch auf mittelalterliche Texte aus dem Umkreis von Klöstern zurückgreift. In dieser Epoche war nämlich Latein keine Kunstsprache mehr, sondern Kommunikationssprache. Mit ihrem Beitrag möchte K. dazu beitragen, dass ein kommunikativer, lebensnaher und praxisorientierter Lateinunterricht mit Hilfe von mittelalterlichen Schultexten ermöglicht wird.

Zur Zeit kann man beobachten, dass in der Fachdidaktik der alten Sprachen zahlreiche Probleme zum Beispiel in den Bereichen Wortschatzarbeit, Grammatikvermittlung, Verhältnis von Texterschließung, Übersetzung und Interpretation, Konzeption von Lehrwerken und Textauswahl zur Diskussion stehen. Dafür gibt es eine Reihe von Belegen. Die Verlage, die einzelnen Sektionen des Deutschen Altphilologenverbandes und auch einige Universitäten bieten spezielle Fortbildungen zu den oben genannten Themen an. Die Qualität und die Quantität der Publikationen beweist auch den Versuch einer Neuorientierung, und schließlich hat der Bundesvorstand des DAV zwei Kommissionen (Griechisch und Latein) eingesetzt, die den Auftrag haben, die genannten Themen zu bearbeiten und Änderungsvorschläge zu unterbreiten, die auf dem nächsten Kongress in Berlin Ende März einer breiten Öffentlichkeit vorgestellt werden sollen. Das besprochene Buch ist ein weiteres Mosaiksteinchen bei der Bestrebung, die alten Sprachen neu auszurichten.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Stefan Kipf, Peter Kuhlmann (Hg.): Perspektiven für den Lateinunterricht. Ergebnisse der Dresdner Tagung vom 5./6. 12. 2013. Bamberg C. C. Buchner 2015. 55 S., EUR 12,- (ISBN 978-3-7661-8007-0).

Neben den beiden Herausgebern STEFAN KIPF (StK.) und PETER KUHLMANN (PK.) haben MATTHIAS KORN (MK.), MICHAEL LOBE (L.) und INGVELDE SCHOLZ (S.) die Beiträge zum vorlie-

genden Band verfasst. Auf den Impulsreferaten und den in diese integrierten Diskussionsbeiträgen basierend, spiegeln die insgesamt sechs Kapitel die Ergebnisse der o. g. Tagung, auf der über 80 Teilnehmerinnen und Teilnehmer verschiedener Bereiche (v. a. (universitäre) Fachdidaktik, Schulleitungen und Vertreter der Kultusministerien) die gegenwärtige Situation wie auch Fragen der künftigen Ausrichtung des Lateinunterrichts aus unterschiedlichen Blickrichtungen betrachteten und diskutierten. Dass gefundene Antworten hinsichtlich möglicher fachdidaktischer wie auch unterrichtlicher Konsequenzen nicht einheitlich ausfielen, wird in der Einleitung (5-7) eigens erwähnt, dürfte indes erwartungsgemäß Ausdruck der Komplexität des verhandelten Gegenstands sein. Insbesondere zwei Herausforderungen, denen sich der aktuelle und künftige Lateinunterricht gegenüber sieht, bilden den übergeordneten Bezugsrahmen der vorgetragenen Überlegungen: die heute andersartige Schülerschaft sowie die jüngsten Schulreformen, d. h. einerseits die Einführung des achtjährigen Gymnasiums und andererseits die Umstellung auf kompetenzorientierte Lehrpläne (5).

Die sechs Großkapitel stellen sich diesen Anforderungen auf einem jeweils anderen Themen- bzw. Handlungsfeld, jedoch so, dass sie durch den Rückbezug auf die übergreifenden Fragestellungen eine ineinandergreifende Einheit bilden und zu einer geschlossenen Lektüre einladen, wenn nicht herausfordern. Auch wenn es sich um einen nicht eben umfangreichen Band handelt, zwingt die hohe Informationsdichte der Tagungsvorträge dennoch zu energischer Auswahl bei ihrer nun folgenden Besprechung.

Aus den im ersten Kapitel (8-15) skizzierten, vorrangig von SchülerInnen, Eltern und der Bildungspolitik an den Lateinunterricht herangetragenen Erwartungen leiten MK. und PK. eine Neuausrichtung aller Inhaltsbereiche ab, und zwar auf der sprachlichen Ebene eine stärkere Fokussierung auf die Förderung der Sprachkompetenz im Deutschen, sei es als Mutter- oder Zweitsprache, durch Intensivierung der Sprachreflexion, auf der inhaltlichen Ebene die Konzentration auf textlinguistisch begründete formale Analysen sowie auf der Ebene der Kultur das stärkere Ergreifen

der im Lateinunterricht angelegten Bildungschancen mit Blick auf die Vermittlung kultureller und geistesgeschichtlicher Aspekte. Hintergrund dieser Forderungen ist die beobachtete Verschiebung der Motivation, Latein als Fach zu wählen, nämlich als Ausgleich von Defiziten insbesondere bei der (allgemeinen) Sprachkompetenz und Allgemeinbildung. Die kritische Würdigung der Induktion (als primäres Unterrichtsverfahren) wie auch des tatsächlich verfügbaren Grundwortschatzes lässt die empirische Erforschung nicht nur, aber v. a. dieser Arbeitsgebiete als Desiderat hervortreten.

Das zweite Kapitel (16-26) ist der aktuell allenthalben geführten Diskussion um Lernziele bzw. Kompetenzen gewidmet. Bezogen auf den Lateinunterricht konstatiert PK. zu diesem Perspektivenwechsel sehr zu Recht, dass er insofern keine kategoriale Innovation darstellt, als die im Lateinunterricht eingeforderten Schülerleistungen „verstehen, übersetzen, analysieren und interpretieren“ (17) schon lange über die eher wissensorientierten Lernziele hinaus eine auf Können zielende Kompetenzorientierung implizieren. Die so formulierte Erkenntnis ist zudem allgemein von wissenschaftsgeschichtlichem und -theoretischem Interesse, da sie exemplarisch aufweist, dass zum Paradigmenwechsel stilisierte Umorientierungen häufig nur minimale Verschiebungen innerhalb eines etablierten Systems spiegeln. Wenn PK. auch die Wende zur Kompetenzorientierung institutionell vollzogen sieht, postuliert er gleichwohl eine noch intensivere Funktionalisierung der Spracharbeit und Realienkunde im Sinne des Textverstehens, „was sich dann auch in den Evaluationsformen niederschlagen sollte“ (25).

Die Dringlichkeit einer breiteren empirischen Absicherung ist auch bezüglich des Handlungsfeldes „Sprachunterricht“ (drittes Kapitel, 27-33) unverkennbar. In Anbetracht des wohl anzunehmenden tatsächlich verfügbaren Lernvokabulars der heutigen Schülerschaft rückt die Frage weiter in den Vordergrund, mit welchen Mitteln die für das Erzielen von Textverständnis schlechterdings basale Voraussetzung eines im Langzeitgedächtnis verankerten Wortschatzes gesichert werden kann. Zu nennen sind u. a. Semantisierungstech-

niken und die kontextgebundene und textbezogene Umwälzung.

Ausgehend von den durch die outputorientierte Bildungspolitik sowie die Verkürzung der gymnasialen Schulzeit evozierten Mehrbelastungen diagnostiziert L. als negative Auswirkungen auf den Lektüreunterricht (viertes Kapitel, 34-40) u. a. die nicht neue Erfahrung des Lektüreschocks, die weitgehende Vernachlässigung der Inhalte durch die Weiterführung des Grammatikunterrichts in die Lektürephase hinein sowie die daraus resultierende Demotivation. Die abgeleitete Forderung ist die von den vier Aspekten sprachliche Zugänglichkeit, kulturgeschichtliche Relevanz, motivationale Eignung und methodische Varianz geprägte Passgenauigkeit zwischen Spracherwerbs- und Lektürephase. Der dazu vorgeschlagene „Kanon möglicher Texte“ (39) bildet eine instruktive Diskussionsgrundlage.

Fragen der inter- und intraindividuellen Heterogenität und des Auftrags der Inklusion nimmt das fünfte Kapitel (41-47) in den Blick: die stimmige Verbindung von Differenzierung und Einhaltung curricularer Standards, das Ausloten der Möglichkeiten wie auch Grenzen von Differenzierung, die noch offene Stellung des Lateinunterrichts im Kontext von Inklusion, die Legitimität differenzierter Leistungsbeurteilung – all das erfordere insbesondere empirische Studien sowie umfassende Unterstützung der Lehrkräfte. Im sechsten Kapitel (48-55) werden ausgehend von einer Bestandsaufnahme mit Verweis auf die im Vergleich zu modernen Fremdsprachen eher nachgeordnete Bedeutung der altsprachlichen Fachdidaktik – was sich nicht zuletzt in ihrer Unterausstattung zeigt – wesentliche Modernisierungsanforderungen thematisiert. Hierzu gehören die Aktualisierung fachdidaktischer Grundlagenliteratur, die wissenschaftlich besser fundierte Absicherung der Unterrichtsreflexion, die empirisch basierte Erforschung gerade der zentralen Arbeitsgebiete „Texterschließungsmethoden“ und „Übersetzungsmethoden“, deren jeweilige Wirksamkeit ja eher gesetzt als erwiesen ist, und nicht zuletzt die Notwendigkeit, einen geeigneten Rahmen zur Forschungsförderung zu finden und zu schaffen, in dem der Kooperation

von Forschung und Schule eine tragende Rolle beizumessen wäre.

Der soeben erschienene Band „Perspektiven für den Lateinunterricht“ stellt ohne Zweifel wegen seiner klaren und auch unerschrockenen Situationsbeschreibung des gegenwärtigen Lateinunterrichts, der präzisen und einsichtigen Analysen aktueller Problemfelder wie auch der instruktiven Lösungsansätze eine unverzichtbare Arbeitsgrundlage für Fachdidaktiker und Unterrichtspraktiker dar. Es ist sehr zu wünschen, dass er zum Ausgangspunkt intensiver Diskussionen gerade in den Fachkonferenzen der Schulen vor Ort im Sinne einer fruchtbaren Weiterentwicklung des Faches Latein wird.

BURKARD CHWALEK, Bingen

Elke Werrer, *Im Dienst der Republik. Cicero, Pro Sestio. Reihe ratio express, Heft 5. (Verlag Buchner) Bamberg 2015, 48 S., EUR 10, 40 (ISBN 978-3-661-53055-0).* – Janine Andrae und Raphael Dammer, *Facetten der Liebe. Ovid, Amores und Heroides. Reihe ratio express, Heft 6. (Verlag Buchner) Bamberg 2015, 56 S., EUR 11 (ISBN 978-3-661-53056-7).* – Ursula Leiters, *Kaleidoskop des Lebens. Seneca, Epistulae morales. Mit einer Auswahl aus den Dialogen. Reihe ratio express, Heft 7. (Verlag Buchner) Bamberg 2015, 57 S., EUR 11 (ISBN 978-3-661-53057-4).*

Die Bearbeiter der kürzlich publizierten Hefte 5 bis 7 in der von MICHAEL LOBE herausgegebenen Reihe *ratio express* orientieren sich weitgehend an den Ausgaben der ersten Hefte dieser Reihe. Bezüglich Form und Struktur können für die Hefte 5 bis 7 im Prinzip dieselben Beobachtungen gelten, wie sie für die Hefte 1-3 in einer Rezension im FORUM CLASSICUM gemacht worden sind (FC, 2014, Heft 2, 181-184). Das Heft 5, das von ELKE WERRER betreut wurde, stellt CICEROS Rede *Pro Sestio* in den Focus und richtet sich an Schülerinnen und Schüler, die im Jahre 2017 oder später einen Grundkurs bzw. Leistungskurs Latein (fortgeführt) in NRW belegen. In diesem Bundesland ist die Lektüre dieses Textes vorgeschrieben. E. Werrer (W.) hat eine Auswahl von Abschnitten getroffen, die repräsentativ für die Rede sind und die es erlauben, einen guten Einblick in deren Gesamtkonzeption

zu erarbeiten. Drei Themenbereiche bilden den Schwerpunkt, erstens Ciceros Darlegungen im Zusammenhang mit seiner Verbannung, zweitens die Vorstellungen, die Cicero von einem vaterlandstreuen Optimaten entwickelt, und drittens seine Rückberufung aus dem Exil, entscheidend vorangetrieben durch die Besten des Landes, zu denen eben auch SESTIUS gehört. An das Vorwort (4f.) schließen sich einige Abschnitte an, die den Einstieg in die Lektüre (5f.) erleichtern sollen und einen Überblick über Leben und Werk Ciceros bieten (7f.); außerdem finden die Schülerinnen und Schüler Angaben zu den *officia oratoris*, den verschiedenen Gattungen und Erläuterungen zu den *partes orationis* (8f.). W. orientiert sich am Zwei-Seiten-Prinzip, so dass die Schülerinnen und Schüler überschaubare Textabschnitte bearbeiten können, denen jeweils eine kurze Einleitung, Aufgaben zum Vokabular und zu Grammatikphänomenen vorgeschaltet sind sowie Aufgaben zur sogenannten Textvorerschließung. Dieser Begriff ist eigentlich unpassend, denn die meist sinnvoll angelegten Aufgaben vor der Übersetzung sollen den Text erschließen helfen. Textvorerschließung würde ja bedeuten, dass ein Text zweimal erschlossen werden soll, bevor es an die Übersetzung geht. Diese Klarstellung gilt allerdings nicht nur für die aktuelle Ausgabe, sondern für zahlreiche Lektürehefte, die zur Zeit auf dem Markt sind. Die Interpretationsaufgaben beziehen sich inhaltlich und formal auf den übersetzten Textabschnitt, auf weitere Sachtex-te und auf Bildmaterialien. Hilfreich, besonders für die Lehrkräfte, sind die Angaben zu den drei Kompetenzbereichen „Text, Sprache und Kultur“. Die Aufgaben sind jeweils mit Hinweisen auf die unterschiedlichen Kompetenzbereiche markiert. Erfreulich sind die vielfältigen Aufgabentypen, dabei ist ein Beispiel erwähnenswert, das dazu anregt, den lateinischen Text „ausdrucksstark“ vorzutragen (15); auch weitere handlungsorientierte Aufgaben machen die Beschäftigung mit lateinischen Texten für die Schülerinnen und Schüler interessanter und motivieren sie, sich intensiv mit Detailfragen einer römischen Rede zu befassen. Immer wieder werden die Leser angeregt, selbst Stellung zu beziehen und Gegenwartsbezüge herzustellen (S. 35: Vergleich

mit dem § 32 Strafgesetzbuch im Themenbereich Notwehr). Zu den jeweiligen Abschnitten gibt es einen Lernwortschatz, der auf die 16 ausgewählten Textpassagen abgestimmt ist. Hinweise und Beispiele wichtiger Stilmittel fehlen auch in dieser Ausgabe nicht (45f.), ebensowenig Erläuterungen zu einigen Übersetzungsmethoden (lineares Dekodieren, Konstruktionsmethode, Pendelmethode (47)). Ein knappes Literaturverzeichnis sowie das Abkürzungsverzeichnis und der Bildnachweis befinden sich am Ende des Bandes (48/49).

Das Heft lässt sich mit Gewinn im Unterricht einsetzen, allerdings sollten bei einer Neuauflage einige Aussagen revidiert werden; Cicero hat im Wesentlichen Verteidigungsreden gehalten, nur eine Anklagerede (gegen VERRES); ebenso war es üblich, dass Cicero nach seiner erfolgreichen Rede gegen Verres im Jahr 70 v. Chr. in den nachfolgenden Prozessen stets als letzter Redner auftrat, nicht wie W. formuliert (6): „*Pro Sestio* fällt aus der Reihe der typischen Verteidigungsreden insofern heraus, als Cicero hier nach mehreren Verteidigern zu Wort kommt und somit die Gelegenheit nutzt, dem vorliegenden Fall eine staatspolitische Dimension zu verleihen (...).“ Zu überlegen wäre auch, ob der Wortschatzarbeit insgesamt noch mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden sollte, wie es PETER KUHLMANN jüngst vorgeschlagen hat. („Für das Verstehen von sprachlichen Äußerungen spielt das Verstehen der lexikalischen Einheiten eine – wenn nicht die – zentrale Rolle“, in: P. Kuhlmann, Wortschatzlernen im Lateinunterricht. Didaktische Überlegungen und empirische Befunde, in: M. Frisch (Hrsg.), *Alte Sprachen – neuer Unterricht*. *Ars Didactica* 1, Kartoffeldruck-Verlag Kai Brodersen, Speyer 2015, 153.)

Das Heft 6 der Reihe *ratio express* enthält eine gelungene Textauswahl aus OVIDS *Amores* und *Heroides*. Im Vorwort erklären die Bearbeiter als Ziel der Ausgabe, in die Themen „Liebe – Sex – Eifersucht“ am Beispiel von Texten aus OVIDS Elegien einzuführen (4). Im Kapitel über die römische Liebeselegie (5ff.) liefern JANINE ANDRAE und RAPHAEL DAMMER (A./D.) Angaben zu Besonderheiten der römischen Elegie im Vergleich zu den griechischen Vorbildern. Diese

Informationen sind für die Lektüre der ausgewählten Texte eine wichtige Voraussetzung. Als erster Text wird den Schülerinnen und Schülern der Anfang des ersten Gedichtes der *Amores* vorgelegt; dies ist insofern problematisch, da die antiken Dichter darin traditionsgemäß ihr poetisches Programm vorstellen. Als Eingangstext scheint mir daher dieser Abschnitt nicht geeignet zu sein, weil er eine sehr intensive Interpretation und viele Hintergrundkenntnisse verlangt, über welche die Schülerinnen und Schüler zu diesem Zeitpunkt der Unterrichtsreihe nicht verfügen können. Sinnvoller ist es daher, diesen Text später zu behandeln, nachdem andere Textstellen gelesen worden sind. So verfährt jedenfalls HANS-JOACHIM GLÜCKLICH in seiner Ausgabe (Roma – Amor. Liebeselegien. Reihe Libellus, Stuttgart/Leipzig 2014; vgl. dazu die Rez. in FC 2015, Heft 1, 50-51); er führt die Leser über die Themen: „Was ist Liebe?, Schönheit, Erotik, Begierde, Glücksgefühl“ usw. erst im 5. Kapitel zu den programmatischen Eingangsgedichten von PROPERZ, TIBULL und OVID (64ff.). Während es im ersten Abschnitt von Band 6 (*ratio express*) um die Opposition Epos und Elegie geht (8f.), stehen im zweiten Abschnitt einige elegische Motive im Focus: Liebe als Sklavendienst (*Am.* 1,2,19-36), Liebe als Dauerzustand (*Am.* 1,3) und Liebe als Kriegsdienst (*Am.* 1,9,1-10; 17-20; 31f.; 39-46). A./D. haben als Stimulus für den ersten Text ein passendes Bild ausgewählt (TIBERIUS auf dem Triumphwagen, Silberbecher aus der *Villa Pisanella* in Boscoreale, 11), so dass die Schülerinnen und Schüler didaktisch wohlüberlegt in den Text eingeführt werden, indem sie nicht nur das abgedruckte Kunstobjekt beschreiben, sondern im Text alle Begriffe zum Sachfeld „Triumphzug“ heraussuchen sollen. Nicht nur die verschiedenen Typen der Texterschließungsaufgaben führen die Leser zu einem besseren Textverständnis, sondern auch die Interpretationsaufgaben. In ähnlicher Konzeption sind die im 3. Kapitel zu bearbeitenden CORINNA-Elegien aufgebaut (*Am.* 1,5, 1-4; 9-26; *Am.* 3, 12 in Auswahl, *Am.* 2,17 in Auszügen, *Am.* 3, 8 und *Am.* 3, 11). Den Abschluss der Lektüre von Gedichtstellen aus den *Amores* stellt das 4. Kapitel dar, in dem es um den Abschied von der Liebeselegie geht, dargestellt an Textauszügen aus *Am.* 2,18 und *Am.* 3,15. Im letzten Abschnitt stehen die

Heroidenbriefe im Zentrum der unterrichtlichen Arbeit. Ausgewählt wurden die Briefe Penelope an Odysseus, Briseis an Achill, Phädra an Hippolytus, Dido an Äneas, Paris an Helena und Helena an Paris. – Nach den Übersetzungsmethoden (46f.) gibt es auf Seite 48 Angaben zur Metrik, es folgen der Lernwortschatz (49-51) und ein Eigennamenverzeichnis (51-54), Informationen zu den Stilmitteln (54-56) sowie ein sehr kurzes Literaturverzeichnis (57).

Das Heft 7 der Reihe *ratio express* enthält eine Auswahl an Briefen/Briefauszügen aus den *Epistulae morales* von SENECA (Autor für die Abiturprüfungen ab 2016, für neu einsetzende Kurse sowie für fortgesetzte Grund- und Leistungskurse in NRW). URSULA LEITERS (L.) hat das Heft umsichtig betreut. Nach dem Vorwort und im Anschluss an die üblichen Hinweise zur Benutzung der Ausgabe (4) folgen einige Seiten mit Informationen zu Leben und Werk SENECAS und zur Philosophie der Stoa (5-7). Diese Darlegungen benötigen die Schülerinnen und Schüler, um die Lektüre angemessen bewältigen zu können. Den Auftakt der Unterrichtsreihe bildet der erste Brief der Sammlung an LUCILIUS, allerdings nur die ersten 4 Abschnitte von *epist.* 1; hier hätte man den abschließenden Briefteil (4b-5) zumindest in deutscher Übersetzung erwartet, wie es zum Beispiel E. HACHMANN bei seiner jüngst erschienenen Ausgabe praktiziert hat (L. Annaeus Seneca / M. Tullius Cicero. Ausgewählte philosophische Texte, zusammengestellt und bearbeitet von E. Hachmann, Reihe Scripta Latina, Schöningh: Paderborn 2014, S. 32f.). Aufgrund der Kürze des Textes wäre es auch vertretbar gewesen, den ganzen Brief zu bearbeiten, da die Schülerinnen und Schüler sonst selten die Chance haben, einen lateinischen Gesamttext zu lesen. Die Auswahl der übrigen Briefe/Briefstellen ist nach inhaltlichen Gesichtspunkten erfolgt. Im zweiten Abschnitt findet man unter dem Thema „Zwischenmenschliches“ Auszüge aus den *epistulae* 7, 35, 47 sowie einen Auszug aus *de otio* 3,2 - 4,1. Für das Thema „Die Grundlagen der stoischen Lehre“ wurden folgende Textstellen ausgesucht: *ep.* 16, 1-9; *ep.* 41,1-9; *ep.* 116,1-8; *de vit.* 1,1; 3,3b-4; *de vit.* 7,1b; 7,3-8,2a; *de vit.* 21,4-23.1a. Dabei werden Sujets wie der stoische

Weise, die äußeren Güter, der Umgang mit dem Schicksal, die Affektenlehre, das höchste Gut, die Lust und der Reichtum behandelt. Um „existentielle Fragen“ geht es im vierten Abschnitt mit den Themen: Krankheit und Tod, Alter, Theodizee (*ep.* 54,1-7; *ep.* 61, 1-4; *de prov.* 2,1-6a). Im letzten Abschnitt wird der Frage nach Alltäglichem bei einem Philosophen nachgegangen (*ep.* 15,2-3a). Sehr zu begrüßen ist die Aufgabe, einen Übersetzungsvergleich vornehmen zu lassen (37), zu diesem Zweck werden zwei unterschiedliche Übersetzungen zum Prooemium der Schrift *De vita beata* abgedruckt und vier Kriterien angegeben, nach denen die Schülerinnen und Schüler den Übersetzungsvergleich durchführen können. Auch der Einsatz von Karikaturen (43) kann die Motivation der Leser steigern, sich mit antiken Texten auseinanderzusetzen. In dieser Ausgabe wird auf die Vorstellung von Übersetzungsmethoden/Texterschließungsmethoden verzichtet, wohl aber gibt es wie in den anderen Heften einen Lernwortschatz (51-54), Hinweise auf Stilmittel (55f.) und ein knappes Literaturverzeichnis (57).

Alle drei Lektürehefte sind zu empfehlen, insbesondere wenn einige wenige kritische Bemerkungen beachtet werden. Der Verlag hat ein weiteres Heft angekündigt (Bd. 8: Die Republik am Abgrund, Cicero, *Orationes Philippicae*), und man darf hoffen, dass weitere Ausgaben in dieser Reihe erscheinen werden. Jeweils passend zu den einzelnen Lektüreheften erscheinen die Lehrerkommentare (Lehrerkommentar zu Bd. 6 ist bereits erschienen).

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Robertus Spataro (Hg.): *Studia Latinitati provehndae. Acta Conventus nationum. Roma: LAS (= Libreria Ateneo Salesiano. Flumina ex Fontibus 12.) 2015. 151 S. EUR 12,00 (ISBN 978-88-213-1186-4).*

Bei diesem Buch handelt es sich um einen Sammelband zu der Tagung, die das 1964 auf Initiative von Papst PAUL VI. in Rom gegründete *Pontificio istituto superiore di latinità* in der *Università Pontificia Salesiana* im November 2014 in Rom veranstaltet hat. In Heft 4/2014 des FORUM CLASSICUM wurde über die Tagung berichtet (S. 320-324). Ihr Thema lautete (ähnlich wie der Titel

des Buches): *Studia Latinitatis Provehenda* [sic] – *Vitalità del latino ed esperienze didattiche*. Anlass war der 50. Jahrestag des Motuproprio von Papst Paul VI. zum Thema *Studia Latinitatis*. Erinnert wurde auch an die Apostolische Konstitution *Veterum Sapientia* von Papst JOHANNES XXIII. aus dem Jahr 1962. Dieser Papst hat bekanntlich das Zweite Vatikanische Konzil einberufen, in dessen Folge – allerdings ganz im Gegensatz zur Absicht dieser beiden Päpste und der Beschlüsse des Konzils (!) – das völkerverbindende Latein mehr und mehr aus der katholischen Liturgie verdrängt wurde. Der weitestgehend lateinisch abgefasste Band enthält außer den auf der Tagung gehaltenen Vorträgen von WILFRIED STROH (13-27) und KURT SMOLAK (79-89) und dem Vortrag von HORATIUS ANTONIUS BOLOGNA: „*Ubinam sit P. Vergilius Maro natus*“ (91-105) auch ergänzende Texte, u. a. von MAURO PISINI „*Quomodo iuvenes, antiquorum vatum aemuli, at hodierna sentiendi indole praediti, possint erudiri ad carmina scribenda*“ (107-113), den von GIANCARLO ROSSI edierten Briefwechsel „*Caroli et Francisci commercium epistolarum de Ioanne Zitelli poligraphotato*“ (115-126), einen Aufsatz von ROBERTO SPATARO „*De Pascha Origenis Alexandrini*“ (127-136) sowie den Text des erwähnten Motuproprio von Paul VI. (137-140, teilweise abgedruckt in FC 4/2014). Eingeleitet wird der Band vom Herausgeber R. Spataro: „*Allocutio ad lectores*“ (5-7) und einer *Praefatio* des vatikanischen Latinisten DANIEL B. GALLAGHER (9-12).

Der (wie üblich) in vorzüglichem Latein abgefasste Beitrag von WILFRIED STROH würde eine weit über diesen Band hinaus reichende Verbreitung unter allen Latinisten der Welt verdienen: „*Sermo Latinus, sermo immortalis*“. Der Text von KURT SMOLAK, dem Präsidenten der *Academia Latinitati Fovendae*, behandelt die lateinisch schreibenden Naturwissenschaftler in Mittelalter und Neuzeit: „*Quantum ponderis quantamque vim lingua latina habuerit ad sermonem effingendum, quo naturalis historiae studiosi per saecula et hominum aetates usi sunt*.“

Dagegen liefert DIRK SACRÉ (Universität Leuven) hier etwas anderes: Anstelle seines lateinischen Tagungsvortrags, in dem er lateinische Dichtungen der Neuzeit vorstellte, bietet er hier

einen vorzüglichen Überblick (ausnahmsweise) in englischer Sprache über die lateinische Literatur des 18. Jahrhunderts: „*A Vast and unexplored Continent: The Latin Literature of the 18th Century*“ (29-77; dem Andenken an den verstorbenen Latinisten OLEG NIKITINSKI gewidmet, vgl. FC 3/2015, 207). Die einzelnen Abschnitte sind überschrieben: *Introduction, 18th Century Neo-Latin: Some figures, The neglect of later Neo-Latin literature; PROSE: 1. Fictional prose, 2. Eloquence, 3. Historiography and related genres, 4. Letter Writings, 5. Various Prose Works, 6. Inscriptions, 7. Scholarly and Scientific Works: Journals, 8. Translations into Latin. – DRAMA. – POETRY: 1. Epic Poetry, 2. Didactic Poetry, 3. Satirical and human Poetry, 4. Minor genres and Anthologies. – Evolution in 18th Century Latin Literature*. Schon aus diesen Überschriften mag man die Fülle der hier sorgfältig registrierten Literatur ersehen, wahrlich immer noch ein weitgehend „*vast and unexplored continent*“!

ANDREAS FRITSCH

Parvus Nicolaus. Der kleine Nick. Acht prima Geschichten vom ‚Asterix‘-Autor Goscinny. Lateinisch von Nikolaus Groß, getreu der deutschen Übersetzung von Hans Georg Lenzen. Mit vielen Zeichnungen von Sempé. Zürich: Diogenes 2014, 136 S., EUR 16,90 (ISBN 978 3 257 01169 2).

Der kleine Nick ist eine bekannte Kinderbuchserie, geschrieben von RENÉ GOSCINNY (1926-1977) und illustriert von JEAN-JACQUES SEMPÉ (*1932), die erstmals zwischen 1959 und 1964 veröffentlicht wurde. Der Titel des französischen Originals ist „*Le petit Nicolas*“. Erzählt werden die alltäglichen Erlebnisse eines kleinen Jungen namens Nick. Der hier vorliegende Band, hübsch gemacht mit Hardcover und rotem Leinenrücken, bietet zunächst auf einer Doppelseite eine Übersicht über das beteiligte Personal in Zeichnungen und kurzen Texten, alles mit feinem Witz, lateinisch und deutsch: Nick, Otto (*Hic est amicus meus optimus*) und die anderen Personen. Von der Mutter heißt es hier: „*Si pluit et si visitamur, libenter domi maneo, quia Mamma semper furno coquit placentas et crustula bellissima*.“ Der Vater wird kurz so charakterisiert: „*Atta serius e grapheo venit quam ego venio e*

schola – at ei non facienda sunt pensa domestica.“
Dann folgen die acht Erzählungen zunächst in lateinischer Sprache (11-67). Ihnen schließt sich ein alphabetisches Verzeichnis der *Vocabula rara et recentiora* an (69-76). Es folgt der deutsche Teil (79-136). Die Zeichnungen von Sempé werden im zweiten Teil identisch wiederholt. Die lateinische Version wurde von dem bekannten Latinisten NIKOLAUS GROSS verfasst, der schon eine ganze Reihe literarischer Werke und für Kinder bestimmter Bücher ins Lateinische übertragen hat. Bei ihm darf man gutes, ‚klassisches‘ Latein erwarten. Insofern ist das Buch für erwachsene ‚Lateiner‘ ein Vergnügen. Ob es auch in der Schule gelegentlich verwendbar ist, können nur Lehrer/innen entscheiden, die die Stimmung

ihrer Schüler/innen und die erzählten Geschichten gut kennen. Im FORUM CLASSICUM wurden vor einiger Zeit zwei lateinische Übersetzungen von N. Groß besprochen: 1. „Der Vorleser“ von BERNHARD SCHLINK in FC 1/2013 (S. 80-82), dort wurde auch der Übersetzer kurz vorgestellt und auf seine Website *leolatinus.com* verwiesen; und 2. das Kinderbuch von OTFRIED PREUSSLER „Der Räuber Hotzenplotz“ in FC 4/2013 (S. 314). Dass solche Übersetzungen ‚kein Kinderspiel‘ sind, wird jeder wissen, der je versucht hat, eine Fabel, ein Märchen oder einen Witz in nicht nur korrektes, sondern auch schönes Latein zu übertragen. Wer Freude an solchen *nugae* hat, wird hier des Öfteren schmunzeln können.

ANDREAS FRITSCH

**Wir nehmen
Ihnen den
Druck ab**



**Spörerauer Straße 2 • 84174 Eching/Weixerau
Tel. 08709 / 15 65 • Fax 33 19
info@boegl-druck.de • www.boegl-druck.de**

Charlie hebdo

ERNST VOGT hat in FC 4/15, 282f. darauf hingewiesen, dass seine 14-jährige Enkelin CLARA in dem Französischen Gymnasium Berlin Griechisch lernt und welche Möglichkeiten bestehen, unter anderem anhand von Veröffentlichungen wie JOCHEN SCHMIDTS „Schmythologie“, das Nützliche mit dem Angenehmen beziehungsweise das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Dazu auch FC 1/2002, 25ff. und 2/2008, 122ff. sowie IANUS 32, 2011, 44ff. (erweiterter Auszug aus dem noch ungedruckten Hauptvortrag einer Tagung, die die Botschaft der Hellenischen Republik in Deutschland zum Thema „Griechische Lexik in den modernen europäischen Sprachen“ durchführte: „Olympionike, Porno und Verwandtes. Ernstes und Heiteres zur griechischen Lexik im Deutschen“. Aber das Griechische spielt nicht nur im Deutschen eine Rolle; besonders reizvoll für eine in französischer Sprache Griechisch lernende Gymnasiastin ist wohl der Name der vor Jahresfrist von Terroristen überfallenen Redaktion der Pariser Zeitschrift „Charlie hebdo“: *hebdo*, gesprochen *ebdó* ist die Kurzform von *hebdomadaire* [zu ἑβδομος „siebenter“] „Wochenschrift“, mit Weglassung des Hauchlautes, der in mehreren romanischen Sprachen keine Rolle mehr spielt, vgl. ital. *ebdomadario* „Wochenblatt“. Provokant zugespitzt heißt es im Titel des oben erwähnten Buches: „Wer kein Griechisch kann, kann gar nichts“ ...

JÜRGEN WERNER, Berlin

Ἄττικιστὶ διαλέγεσθαι ἐν τῷ κήπῳ τῶν Μουσῶν 13 – 27 Αὐγούστου 2016

Ἀκμάζοντος τοῦ θέρους κατὰ τὸ σύνηθες φίλοι καὶ φίλοι μὲν τινες φιλέλληνες ἐν τῷ καλουμένῳ κήπῳ τῶν Μουσῶν ἀθροίσονται ὡς συναττικίσοντες. Οὗτος δὲ ὁ κήπος, μέγας καὶ ἐπίσκιος καὶ παραθαλάττιος ὢν, εὐρίσκεται ἐν τῷ Ἑλληνικῷ Εἰδυλλίῳ. Καλλίστη δὲ γενήσεται ἡ ἡμετέρα διδασκαλία πολλῶν καὶ ἄλλων φιλελλήνων τῶν λόγων μετεχόντων.

Διὰ μὲν οὖν τοῦτο παρακαλοῦμεν πάσας καὶ πάντας ὑμᾶς ἐκ πάσης τῆς οἰκουμένης, αἰ/οἱ χαίρετε τῇ τῶν ἀρχαίων σοφίᾳ καὶ τοῖς λόγοις αὐτῶν, προσελθόντες συνδιαλέγεσθαι ἡμῖν. Ποία δὲ γενήσεται ἡ διδασκαλία; Δις τοι τῆς ἡμέρας ἐν τόπῳ χαρίεντι τοῦ κήπου συλλεγόμεθα καὶ αναγινώσκομεν γράμματα ἀρχαῖα ἐξηγούμενοι αὐτὰ κατὰ τὸ ἔθος τῶν φιλολόγων.

Οὐδενὶ δὲ ἀνάγκη ἔσται ἐξ ἀρχῆς ἀττικιστὶ ὥσπερ Γοργίας μακροὺς λόγους προφέρειν. Ἐξεστί γὰρ παντὶ τὸ πρῶτον μόνον ἀκροατῆς γενέσθαι. Ἀλλὰ ταχέως ὄψεσθε ὡς ῥαδίως ταῖς τῶν ἀρχαίων Ἑλλήνων λέξεσιν διαλεγόμεθα. Μελέτη γὰρ τὸ πᾶν, ὡς φησι Περίανδρος.

Ἡ δὲ ἐν τῷ Ἑλληνικῷ Εἰδυλλίῳ διαγωγή οὐ μόνον ἐκ διαλόγων σύγκειται, ἀλλὰ καὶ ἄλλα γένοιτο ἂν πολλά. Πολλάκις γὰρ μουσικοὶ τε καὶ ἄλλοι τινὲς παιδείαν τιμῶντες ἐν τῷ Ἑλληνικῷ Εἰδυλλίῳ διατρίβουσιν, ὥστε συναυλῖαι καὶ ἀκροάσεις τινὲς γίνονται ἐσπέρας. Καὶ οἶόν τε ἂν εἴη ἄλλον τόπον θεάσασθαι καὶ δρᾶμά τι ἐν ἀρχαίῳ τινὶ θεάτρῳ.

Τοῦδε δὲ τοῦ ἐνιαυτοῦ πρόκειται ἡμῖν ὡς ἀναγνωστέος Ὅμηρος μελετῶσι. Ὁ δὲ διδασκαλιάρχος ἐκλογήν τινα κομψοτάτων στίχων τοῦ Ὀμήρου παρασχήσει.

Ἐάν τι πλέον καὶ ἀκριβέστερον θέλητε μαθεῖν – περὶ μάλιστα τῆς νυκτερινῆς διαμονῆς καὶ τῶν δωματίων καὶ τῶν λοιπῶν – εἰκὸς ἂν εἴη ὑμᾶς ἐν καιρῷ πυθέσθαι τοῦ τῆς διδασκαλίας καθηγητοῦ Κυρ. Florian Feicht, Schützenstraße 14, 12165 Berlin, Email: flofeicht@googlemail.com, Tel. 0170-5835320.

Ἡ τιμὴ ἢ τῆς ἐν πολυκλίνοις δωματίοις διαμονῆς· διακόσια καὶ πενήκοντα εὐρώ. ἢ τῆς διδασκαλίας τιμῆ· πενήκοντα εὐρώ.

Πυθέσθαι ἔξεστί καὶ τοῦ κτίστου καὶ κυρίου τοῦ Ἑλληνικοῦ Εἰδυλλίου καὶ ταύτην λαμπρῶς τὴν διδασκαλίαν χορηγοῦντος Κυρ. Andreas Drekis, <http://www.idyllion.eu>, Hellenikon Idyllion, GR-25100, Selianitika (Egion), info@idyllion.eu, <http://www.idyllion.eu/de/programm15.html>, Tel. 0030/26910/72488 Mobil. 0030/6972/263/356.

Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Dr. Burkard Chwalek, Dromersheimer Chaussee 31 b, 55411 Bingen

Prof. Dr. Siegmар Döpp, Calvinstr. 23 Gartenhaus, 10557 Berlin

Dr. Michael Lobe, StD, Franz-Ludwig-Str. 22, 96047 Bamberg, *michaellobe@web.de*

Prof. Dr. Friedrich Maier, Mitterlängstr. 13, 82178 Puchheim, *friedrich@maier-puchheim.de*

Dr. Wolfgang J. Pietsch, *wolfgang_j.pietsch@aon.at*

Prof. Dr. Axel Schönberger, Universität Bremen, Fachbereich 10 - Romanistik,
Postfach 33 04 40, 28334 Bremen, *schoenberger@uni-bremen.de*

Prof. Dr. Jürgen Werner, Peter-Huchel-Str. 40, 12619 Berlin, *Juergen@werner-berlin.net*

Christoph Wurm, OStR, Humboldtstr. 25, 44137 Dortmund, *ChrWurm@aol.com*

FORUM CLASSICUM im Internet

Das FORUM CLASSICUM sowie sein Vorgänger, das Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes, finden Sie von Heft 1/1994 an auf der Homepage des DAV (www.altphilologenverband.de) unter dem Link „Veröffentlichungen“ / „Forum Classicum“ als PDF-Dateien bereitgestellt. Ein Inhaltsverzeichnis sämtlicher Hefte seit 1958 finden Sie auf der Homepage der Humboldt-Universität zu Berlin (<http://www.klassphil.hu-berlin.de/fachgebiete/didaktik/indices/zeitschriften-und-reihen/forum-classicum>).

Bitte an die Verfasser von Rezensionen

Besprechungen für das Forum Classicum sollen den Umfang von zwei (bis höchstens drei) DIN-A-4-Seiten nicht überschreiten und auf Fußnoten möglichst verzichten. Anmerkungen sollen nach Möglichkeit in den Text eingearbeitet werden. Zur besprochenen Publikation sind genaue Angaben erforderlich: Vor- und Nachname des Autors bzw. der Autoren oder Herausgeber, Titel des Werks, Erscheinungsort, Verlag, Erscheinungsjahr, Seitenzahl, Preis, ISBN-Nummer. Zum Verfasser der Rezension erbitten wir folgende Angaben (soweit möglich und sinnvoll): Vorname, Name, Titel, Funktion / Dienstbezeichnung, dienstliche und/oder private Postanschrift, Telefonnummer, E-Mail-Adresse.

Wichtiger Hinweis: Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte nicht an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften am Ende dieses Heftes abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

Adressen der Landesvorsitzenden

- 1. Baden-Württemberg**
StD Dr. Helmut Meißner
Hubstraße 16
69190 Walldorf
hmeissner@gmx.de
- 2. Bayern**
StD Harald Kloiber
Pfalzgrafenstr. 1e
93128 Regenstauf (Oberpfalz)
Tel.: (0 94 02) 76 52
harald.kloiber@t-online.de
- 3. Berlin und Brandenburg**
Prof. Dr. Stefan Kipf
Murtener Str. 5E
12205 Berlin
Tel.: (0 30) 20 93 - 22 56
stefan.kipf@staff.hu-berlin.de
- 4. Bremen**
Imke Tschöpe
Rackelskamp 12
28777 Bremen
tschoepe@nord-com.net
- 5. Hamburg**
OStRin Ellen Pfohl
Baron-Voght-Str. 187
22607 Hamburg
Tel.: (0 40) 82 01 32
pfohl.rudolf@freenet.de
- 6. Hessen**
StDin Christa Palmié
Hünsteinstr. 16
34225 Baunatal
Tel.: (0 56 01) 96 50 66
chr.palmie@t-online.de
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**
Christoph Roettig
Slüterufer. 15
19053 Schwerin
Tel.: (03 85) 73 45 78
ac.roettig@arcor.de
- 8. Niedersachsen**
StD Stefan Gieseke
Kaiser-Wilhelm-und Ratsgymnasium
Seelhorststr. 52
30175 Hannover
Tel. 0511-1684 4743
sgieseke@NAVonline.de
- 9. Nordrhein-Westfalen**
StD Dr. Nikolaus Mantel
Graf-Spee-Str. 22
45133 Essen
Tel. (02 01) 42 09 68
nikolausmantel@web.de
- 10. Rheinland-Pfalz**
Prof. Dr. Tamara Choitz
Karthäuserhofweg 20
56075 Koblenz
Tel. (02 61) 5 56 13
tamara.choitz@googlemail.com
- 11. Saarland**
StR'in Christiane Siewert
Sulzbachtalstr. 194
66280 Sulzbach
Tel. (0 68 97) 6 45 51
christianesiewert@gmx.de
- 12. Sachsen**
Dieter Meyer
Arltstr. 8
01189 Dresden
Tel.: (03 51) 3 10 27 61
ud-mey-dd@t-online.de
- 13. Sachsen-Anhalt**
Dr. Anne Friedrich
Inst. für Altertumswissenschaften (MLU)
Universitätsplatz 12
06108 Halle/ Saale
Tel.: (0345) 55 24 010
anne.friedrich@altertum.uni-halle.de
- 14. Schleswig-Holstein**
OStD Rainer Schöneich
Kieler Gelehrtenschule
Feldstr. 19
24105 Kiel
Tel. priv.: (04 31) 31 16 72
r.i.schoeneich@t-online.de
- 15. Thüringen**
Gerlinde Gillmeister
Humboldtstraße 7
07743 Jena
Tel. priv. (0 36 41) 55 12 90
g.gillmeister@web.de

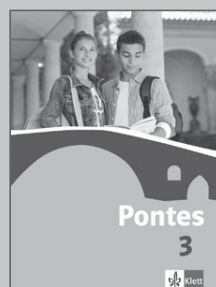
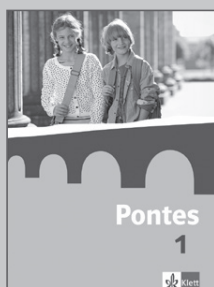
(Stand: Februar 2016)



Pontes – das neue Lateinlehrwerk

- Vielfältig differenzieren
- Antike Kultur hautnah erleben
- Kompetenzen gezielt trainieren
- Brücken zu Deutsch und Englisch schlagen

www.klett.de/pontes



**3-bändig oder
als Gesamtband**

Ernst Klett Verlag,
Postfach 10 26 45, 70022 Stuttgart
www.klett.de

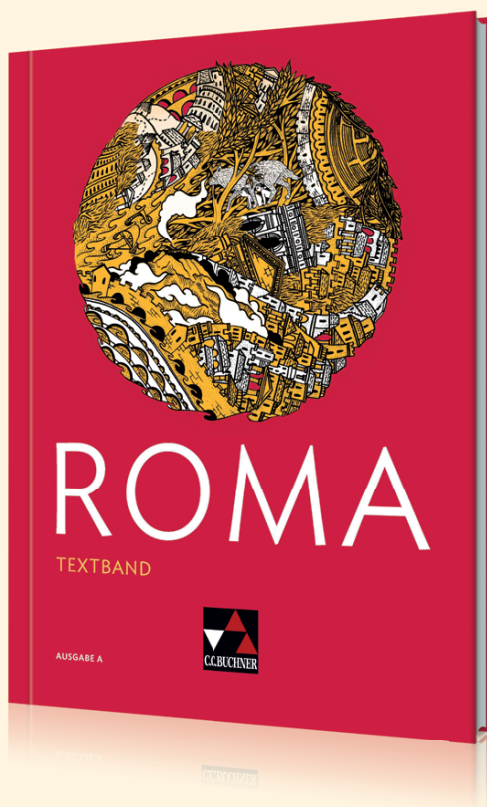


B 4044

Deutsche Post AG

Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

C. C. Buchner Verlag
Postfach 1269
96003 Bamberg



ROMA ist nicht nur ein Schulbuch.
ROMA ist ein Lieblingsbuch.
ROMA. Unser Lateinbuch

ROMA

Textband

ISBN 978-3-661-**40000**-6,

240 Seiten, € 26,80



C.C. Buchner Verlag GmbH & Co. KG

Laubanger 8 | 96052 Bamberg

Tel. +49 951 16098-200 | Fax +49 951 16098-270

service@ccbuchner.de | www.ccbuchner.de